Literarische Einflüsse in der Lyrik von Lebrecht Dreves.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

der

philosophischen Fakultät zu Leipzig

vorgelegt von

Albert Fahlbusch

aus Altenburg.

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Altenburg

Buchdruckerei Rich. Hauenstein

1910.

Angenommen von der philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren

Köster und Sievers.

Leipzig, den 25. Januar 1910.

Der Procancellar.
gez. K. Rohn.

Meinen lieben Eltern.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546813_0119

Inhalt.

Literatur . . . . . Seite VII.

Einleitung . . . . . „ 1.

Lyrische Anklänge . . . . . „ 13.

Vigilien . . . . . „ 59.

Schlichte Lieder . . . . . „ 84.

Lieder eines Hanseaten . . . . . „ 111.

Gedichte, erste bis dritte Auflage . . . . . „ 126.

Literatur.

1) **Textausgaben:**

„Lyrische Anklänge". Altenburg, Verlag von H. A. Pierer. 1837. (Von der Landesbibliothek Altenburg). — Zitiert als LA.

„Vigilien". Nächtliche Lieder. Bonn, Verlag von H. B. König. 1839. (Von der Universitätsbibliothek Bonn). — Zitiert als Vig.

„Schlichte Lieder". Hamburg, Verlag von G. Bödecker. 1843. — Zitiert als SL.

„Lieder eines Hanseaten" (Anonym). Wesel, August Prinz. 1843. (Von der Universitätsbibliothek Kiel). — Zitiert als LH.

„Gedicht". Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Verlag von Alexander Duncker. 1849. — Zitiert als G^1.

„Gedichte", 2. Aufl. Auswahl letzter Hand. Halle, Verlag von G. E. Barthel. 1869. (Von der königlichen Bibliothek zu Berlin). — Zitiert als G^2.

„Gedichte", 3. Aufl. Halle, Verlag von G. E. Barthel. 1870. (Von der königlichen Bibliothek zu Berlin). — Zitiert als G^3.

Gedichte von Aline Köppen, geb. Dreves. Bayreuth 1867. (Von der Universitätsbibliothek Göttingen).

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe.

Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamburg 1820.

Chamissos Werke. Herausgegeben von F. Walzel. (Deutsche National-Litteratur, 148. Band).

Justinus Kerners sämtliche poetische Werke. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. Stuttgart 1898.

Friedrich Rückert's gesammelte poetische Werke. Frankfurt a. M. 1882.

Joseph Freiherrn von Eichendorff's sämmtliche Werke. Zweite Auflage. Leipzig 1864.

Gedichte von Wilhelm Müller. Vollständige kritische Ausgabe bearbeitet von James Taft Hatfield. Berlin 1906.

Immermanns Werke. Herausgegeben von Harry Maync. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweizer. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Heinrich Heines sämtliche Werke. Von Ernst Elster. Leipzig. Bibliographisches Institut.

Lenaus Werke. Herausgegeben von Max Koch. (Deutsche National-Litteratur, 154. Band).

Emanuel Geibels gesammelte Werke. Stuttgart 1839.

Des Knaben Wunderhorn. Neudruck der Heidelberger Original-Ausgabe von Josef Ettlinger.

2) Almanache und Zeitschriften:

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1833. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1837. Herausgegeben von Adelbert von Chamisso.

Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1838 und 1844.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1837.

3) Handschriftliches:

a) Dreves' Briefwechsel. (Von der k. Hof- und Staatsbibliothek in München). Die Korrespondenz besteht teils aus Originalen, teils, wo diese zurückgegeben werden mußten, aus Abschriften von Sr. Hochwürden Herrn Dr. Guido Maria Dreves, S. J., dem leider inzwischen verstorbenen Sohne des Dichters.

b) „Neuere Gedichte von Lebrecht Dreves". 4°. Gebunden. Gelbes starkes Papier. Goldschnitt. Nur bis zur 28. Doppelseite beschrieben. (Von Herrn Dr. Dreves gütigst überlassen).

4) Biographie:

a) Lebrecht Dreves. Ein Lebensbild. Als Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte nach dem handschriftlichen Nachlaß und den gedruckten Quellen entworfen von Wilhelm Kreiten. S. J. Freiburg im Breisgau. 1897.

b) Dreves' Selbstbiographie in den „Convertitenbildern aus dem neunzehnten Jahrhundert" von D. A. Rosenthal. Zweite Auflage. Band I, 2. Teil. S. 329 ff.

5) Sonstige Werke:

Ricarda Huch: Blüthezeit der Romantik. Zweite, unveränderte Ausgabe. Leipzig 1901.

Ricarda Huch: Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902.

Marie Joachimi: Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Jena und Leipzig 1905.

Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron. Von Felix Melchior. Berlin 1903. Litterarhistorische Forschungen.

Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Von Dr. R. E. Prutz. Leipzig 1847.

Einleitung.

Der Dichter des Liedes „Auf den Bergen die Burgen" gehört nicht zu den Großen. Wer sich nicht gerade eingehend mit der deutschen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt, wird ihn kaum dem Namen nach kennen. Seine Gedichte sind bis auf zwei vergessen: Außer dem von Stade so verständnisvoll komponierten Studentenliede hört man noch bisweilen auf Spaziergängen oder im Familienkreise am Klavier das Lied „Frühmorgens, wenn die Hähne krähn" in der Komposition von Abt. Wenn Kreiten im Vorwort zu seiner Drevesbiographie (S. V) sagt: „Als Dichter von zuständiger Seite neben Eichendorff und Chamisso gestellt," so ist damit Dreves ein Platz in der deutschen Literatur gegeben, der ihm nicht zukommt. Bedeutender ist er als Hymnenübersetzer und Geschichtschreiber der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona.

Mag nun auch Dreves' dichterisches Schaffen, das sich, von einem Lustspiel abgesehen, nur auf Lyrik erstreckt, jetzt vergessen sein — interessant ist es auf jeden Fall, und zwar deshalb, weil der Dichter stark unter dem Einflusse der zeitgenössischen Literatur steht. Diesen Einwirkungen nun im allgemeinen wie auch bis ins einzelste nachzugehen, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit.

Was dabei das Biographische anlangt, so können wir uns nur auf das bereits erwähnte Werk von Kreiten stützen. Andere hie und da verstreute Mitteilungen (Allgemeine deutsche Biographie, Hamburger Schriftstellerlexikon usw.) sind sehr knapp und schon in dem Buche von Kreiten enthalten. Leider ist dieses nicht ganz zuverlässig, da es nicht frei ist von sachlichen Irrtümern und falschen Zitaten.

Dreves wurde als der erste Sohn des Kommissionsrates Johann Karl Dreves und seiner Frau Helene Margarethe in Hamburg am 12. September 1816 geboren. In der Taufe erhielt das Kind von seinem Paten, dem Fürsten Blücher, der ein mecklenburgischer Landsmann des Vaters war, den Namen Lebrecht-Blücher. Da der Vater meist auf Reisen weilte, lag die Erziehung des Knaben in den Händen der Mutter, einer harmonischen, frommen, alles Poetische liebenden Frau. Dreves hat sie sehr geliebt und in seinen späteren inneren Kämpfen oft an sie gedacht. Das beweisen außer manchen Briefstellen vor allem die innigen Zeilen, die er im Jahre 1851 der toten Mutter nachrief:

Gedenk' ich deines Herzens, engelrein,
O Mutter, deiner Lieb' und deiner Demuth,
Vermag ich nicht in's eig'ne Herz hinein
Zu schauen ohne Schmerz und ohne Wehmuth.

Hätt' ich so jung wie du mein Ziel erkannt,
Und stets wie du es treu im Aug' behalten,
Es hätten nicht so oft zum jähen Rand
Gerissen mich dämonische Gewalten . . . . [1])

Lebrecht blieb der einzige Sohn seiner Eltern, denen nach ihm noch zwei Mädchen, Aline und Friederike, geboren wurden. Jene betätigte sich auch literarisch. Aus einem ihrer Gedichte geht hervor, daß der Vater einmal viel auf äußeres Auftreten gab und daß er ferner ein strenges Regiment im Hause führte:

O wär' ich eines Försters Kind, und lebte wie des Waldes Reh!
Noch besser eines Seemanns Weib, und führ' mit ihm auf wilder See!
Doch weh'! mein Vater ist gar stolz, und Alles um mich reich und fein,
Hab' glatt gescheitelt braunes Haar, und darf nicht froh und glücklich sein. [2])

Da der Knabe körperlich nicht besonders stark war, gaben ihn die Eltern zur Kur aufs Land, und zwar zu Rektor Richers in Wandsbek, der ihm auch den ersten Unterricht erteilte. Hier in der Heimat des Wandsbeker Boten gewann Dreves diesen frommen Dichter herzlich lieb. Diese Gesinnung gegen

[1]) G[3], S. 224.
[2]) Gedichte von Aline Köppen, S. 123.

Claudius begleitete ihn bis an sein Ende. In dem Briefe vom 1. Juli 1869 an G. E. Barthel schreibt Dreves, der bereits seinen Tod nahen fühlte: „Da fiel mir Claudius ein, der in seiner Todesstunde sagte: ‚Da habe ich mich nun mein ganzes Leben lang auf diese Stunde vorbereitet, und nun bin ich so unvorbereitet wie nur möglich' . . . ." [1])

Seine Gymnasialstudien machte Lebrecht auf der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Er war ein fleißiger Schüler; besonders gern verfaßte er lateinische Verse. „Welchen sprachlichen oder poetischen Werth jene ersten Versuche besaßen, vermögen wir nicht zu beurtheilen, jedenfalls aber hatten sie die gute Folge, welche man in dem alten Studienplan der Gymnasien bei solchen Uebungen eigentlich bezweckte: sie machten den jungen Dichter zum Beherrscher seiner Gedanken und Ausdrücke und kamen so in letzter Linie der Muttersprache und ihrer Behandlung zu gute." [2]) Diese Beobachtung ist richtig: Die meist recht glatten und flüssigen Verse bereits der ersten uns erhaltenen Versuche Dreves' in deutscher Lyrik zeigen, daß der junge Dichter schon eine gewisse technisch-formale Schulung hinter sich hatte.

Der Gymnasiast beschäftigte sich jedoch auch eifrig mit vaterländischer Literatur. Das geht daraus hervor, daß „er so ziemlich all sein Taschengeld auf den Ankauf von Klassikern verwendete, die sich bis zu seinem Tode noch in seiner Bibliothek vorfanden." [3])

Im Winter 1830/31 wurde Dreves von einer schweren Krankheit befallen, über die uns ein in Stanzen verfaßtes Gedicht („In der Krankheit" [4])) unterichtet. Der noch nicht fünfzehnjährige Knabe setzte diesem Gedichte den Sophokleischen Vers als Motto vor:

Το μεν αριστον μηδε πεφυκεθαι,
Το δε δευτερον μετα ταυτα, αποθανειν νεον.

---

[1]) Mitgeteilt von Barthel in der besonderen Beilage zu Gustav Stutzer's „Christlichem Volksblatte", 1871 Nr. 6.

[2]) Kreiten, S. 9 ff.

[3]) Kreiten, S. 10.

[4]) LA, S. 173 ff.

In die Zeit kurz vor und nach dieser Krankheit fällt ein eigentümliches Verhältnis zu einem vornehmen Mädchen. Darüber geben uns 25 Sonette („Rosa. Ein Friedhofskranz." 1833)[1] Aufschluß. Der Verkehr scheint sehr rege und innig gewesen zu sein; aber er war kurz. Der Siebzehnjährige beklagt in den Gedichten den Verlust seiner Geliebten, die ihm „wie ein Ideal jugendlicher Reinheit und Unversehrtheit" [2] erscheint. Von dem bei Dreves später so stark ausgeprägten religiösen Gefühle finden sich hier nur leise Anklänge.

Ueber die Jugendjahre Dreves', von 1816 bis 1836, ist an Tatsächlichem weiter nichts überliefert. Da nun für die Beurteilung fremder Einflüsse bei einem Dichter ein paar dürftige biographische Angaben nicht den genügenden Hintergrund geben können, so wollen wir erst die Bedingungen untersuchen, unter denen der Gymnasiast seine Gedichte schuf, d. h. einen Blick werfen auf die politischen und vor allem literarischen Zustände in Deutschland von 1815 bis etwa zur Mitte der dreißiger Jahre. —

Als der Waffenlärm der Napoleonischen Kriege verklungen war, da hoffte das deutsche Volk auf eine freie und glückliche Zeit. Aber es hatte sich in dieser Hoffnung grausam getäuscht. Die Fürsten und Staatsmänner konnten sich nicht entschließen, ihre Untertanen, die so viele Opfer gebracht, teilnehmen zu lassen an der großen politischen Aufgabe der Zukunft. Die versprochenen Verfassungen blieben aus; das System Metternichscher und russischer Politik unterdrückte jede Regung freiheitlichen Geistes. Die Gegenbestrebungen vaterlandsliebender Männer, auch der studentischen Jugend (Wartburgfest im Jahre 1817) verschlimmerten nur den Zustand, und viele, die das schwarz-rot-goldne Band trugen, mußten ihr junges Leben nutzlos hinter Kerkermauern verzehren.

Auch die durch die französische Julirevolution in Deutschland hervorgerufenen Gärungen vermochten die Reaktion nicht zu erschüttern. Man vertrieb zwar einen Fürsten und setzte in mehreren Staaten die Verfassung durch; aber nach dem

[1] SL, S. 153 ff.

[2] Kreiten, S. 14.

Hambacher Fest und dem Frankfurter Attentat gingen die reaktionären Staatsmänner rücksichtsloser vor denn je. Es wurde den einzelnen Regierungen verboten, etwas den Beschlüssen des Bundestages Zuwiderlaufendes zu dulden, der Bund beanspruchte das Recht, gegen revolutionäre Bewegungen unaufgefordert mit bewaffneter Hand einzuschreiten, alle Vereinigungen politischen Charakters wurden unterdrückt; vor allem verschärfte man die Zensur.

Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut? [1])

Ebenso kläglich wie die inneren Zustände war die äußere Politik. Aber die nachgiebige Schwäche des Bundestags erhielt wenigstens den Frieden, und in diesem Frieden ging eine rege wirtschaftliche Entwicklung ihren steten Gang. Die Aufhebung der Wasser- und Binnenzölle in Preußen, die Proklamation des Prinzips der Handelsfreiheit, die Begründung des deutschen Zollvereins (1833) — alle diese Maßregeln schlangen leise ein festes Band um die deutschen Staaten. Mit dem Gedeihen von Handel und Industrie blühte bald ein neues, demokratisches Maschinen- und Geldzeitalter empor. Es setzte also auf wirtschaftlichem Gebiete viel eher ein frisches Leben ein als auf politischem, und als die Revolution von 1848 praktisch den ersten wirklichen Schritt zu einem würdigeren Dasein unseres Volkes tat, da hatte an vielen Orten das schrille Pfeifen der Lokomotiven schon längst die sehnsüchtigen Klänge des Posthorns, die Scheideklage der sterbenden Romantik, übertönt.

Es ist begreiflich, daß während dieses Zeitraumes das Interesse für große, praktisch-nationale Fragen, wenigstens in der breiten Schicht des Volkes, sehr gering war. Einmal war man nach den erschütternden Anstrengungen der Befreiungskriege überhaupt recht müde geworden, und anderseits vernichtete der schwere Druck der Reaktion alles stolze und freudige Vaterlandsgefühl. So ließ man sich denn in den zwanziger Jahren geduldig die Zipfelmütze über das Ohr

[1]) Sämmtliche Werke v. Julius Mosen, Leipzig 1880. Bd. VI. S. 107.

ziehen und lebte bei einem gewissen Wohlstande in stiller Beschaulichkeit friedlich dahin.

Dabei erzeugte ein peinliches Ueberwachungssystem von seiten der Regierungen eine philisterhafte Aengstlichkeit und Kleinheit im Empfinden, einen Mangel an frischer, ehrlicher Ueberzeugung. „‚Das alte schlichte Ueberzeugung ist .... aus der Mode gekommen ....'" heißt es in Immermanns „Epigonen." [1] Man begeisterte sich nur, wenn es befohlen wurde, und so entstand ein eigenartiges Nebeneinander von gemütlicher Plattheit und unwahrer, heuchlerischer Feierlichkeit, das wieder in den „Epigonen" treffend geschildert wird: [2] „‚Gar leicht ist es gegenwärtig, ein guter Patriot zu heißen; denn es kommt fast nur darauf an, in allerhand zeitgefälligen Bestrebungen sein Licht nicht unter den Scheffel zu setzen, bei Gelegenheit tapfer zu schmausen und eine schwülstige Rede zu halten ....'"

Und wie man oft eine feierliche Rede hielt, so dichtete man auch viel und zwar ebensowenig aus innerem Drange heraus. Es war Mode geworden und gehörte zum gutem Ton, sich sein friedliches Dasein mit Poesie auszuschmücken. Zu keiner Zeit wohl hat es (neben wirklich starken Talenten) eine solche Unmenge kleiner Dichter, besonders Lyriker, gegeben, wie in der Zeit von 1815 bis weit in die dreißiger Jahre hinein, der Zeit der Taschenbücher und Almanache. Eine populär und wässerig gewordene Romantik erzeugte jene unzähligen kleinen literarischen Zirkel, jene unzähligen ästhetischen Tees mit ihrer Unnatur, ihrer aufgeblasenen, unerlebten Schwärmerei, ihren romantischen Pointen. Wem fällt dabei nicht Heines ergötzliches satirisches Gedicht ein:

Sie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl ... [3]

Wie man am Anfang des Jahrhunderts einige große Romantiker gehabt hatte: geniale, bevorzugte Menschen, so

[1] Werke, Bd. III., S. 136.
[2] Werke, Bd. III., S. 354.
[3] Werke, Bd. I., S. 84.

hatte man jetzt unzählige kleine, denen das Talent jener fehlte, die aber ebenso wie ihre Vorgänger in vornehmem (nur allerdings weniger erlebtem) Subjektivismus die rauhe Wirklichkeit ignorierten. Ueber den kulturellen und literarischen Zustand Deutschlands in der Restaurationsepoche finden wir einmal bei Prutz einige charakteristische, wenn vielleicht auch etwas zu beißende Worte:[1] „Ganz Deutschland hatte sich gewissermaßen zusammengethan in lauter kleine, Tieck'sche Novellenzirkel; es waren lauter ‚Gesellschaften auf dem Lande,' überall sang, spielte, dichtete man, überall redete man über Kunst, besuchte die Kirchen, die Theater, pries in demselben Athemzuge Prediger und Schauspieler, reflectirte, räsonnirte, raffinirte; die Geschichte war vergessen, von Politik sprach Niemand mehr, die Demagogen saßen auf der Festung, die Könige regierten, es war eine goldene, glückliche Zeit, die wahre Festzeit des Müßiggangs, des Indifferentismus, der sittlichen Erschlaffung."

Während also die große Masse in politischer Gleichgültigkeit zufrieden dahinlebte und dichtete, gab es doch auch manchen, dem dieser halbe, der vorher gebrachten Opfer so unwürdige Zustand tief zu Herzen ging. Wir wollen dabei nicht der wenigen Großen gedenken, die ihre Blicke nach fremden Ländern richteten und deren Freiheitshelden zujauchzten, wie Müller mit seinen „Liedern der Griechen", Börne mit den „Briefen aus Paris", Platen mit den „Polenliedern" — wir wollen vielmehr wieder an die Kleinen denken, die nicht die Gabe hatten, sich durch die Poesie von dem Schmerz über die Schmach des Vaterlandes zu befreien, an diejenigen, die, da sie keine freie Heimat zur freudigen Betätigung ihrer Kräfte hatten, ratlos verzweifelten. „„. . . . . alle Kräfte und Sinne der Menschen streben weiteren und höheren Zwecken zu. Das wäre nun recht schön, wenn wir nur schon ein Vaterland oder große öffentliche Einrichtungen hätten. Aber alle diese erhabnen Tröstungen zeigen sich bei näherer Betrachtung denn doch meistens als Schein, höchstens als ziemlich schwache Versuche. Und so darbt unser Herz über den Mangel eines Freundes, einer Geliebten, eines Hauses sich zu Tode, und wenn es sich auf einem andern Altare opfern möchte, so fehlt

[1] Vorlesungen, S. 231.

eben dieser. Wahrlich, es ließe sich ein Werther des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, der an diesem Doppel- und Nichtzustande verginge . . .'" [1]) Man pflegt die aus diesem Konflikt des Individuums mit den öffentlichen Verhältnissen hervorgehende unzufriedene, zerrissene Stimmung mit „Weltschmerz" zu bezeichnen. Dieser Weltschmerz verlor aber bald den sozialen Zug und wurde immer subjektiver; schließlich war er, allerdings meist unter dem Deckmantel altruistischer Ideen, nur noch der Ausdruck des allerpersönlichsten Wehs. [2]) Diese krankhafte Stimmung griff am Ende der zwanziger und am Anfang der dreißiger Jahre mit dämonischer Gewalt unsichtbar um sich wie eine Seuche. Man bedurfte schließlich gar nicht mehr des Schmerzes, um Weltschmerzler zu sein; man war es, weil es in der Zeit lag, weil es Mode war. Trefflich sind wieder die Worte in den „Epigonen", diesem für die Erkenntnis der Restaurationszeit so wichtigen Romane: [3]) „„Wir können nicht leugnen, daß über unsre Häupter eine gefährliche Weltepoche hereingebrochen ist. Unglücks haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondre Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sichernststellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht, wonach, eine Furcht vor Schreckbissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! . . .'" Oder: [4]) „„Ja, wir leben in einer Uebergangsperiode . . . Auf alle Weise sucht man sich zu helfen; man wechselt die Religion oder ergibt sich dem Pietismus; kurz, die innere Ruhe will Halt und Bestand gewinnen und löst in diesem leidenschaftlichen Streben gemeiniglich noch die letzten Stützen vom Boden.'" Diese aus der Not der Zeit selbst herausgeschriebenen Worte zeigen uns deutlich jenen Zustand trostlosen Irrens, und wir könnten höchstens hinzufügen, daß die Unruhe der Seele sich auch äußerlich darin kundgab, daß man sehnsüchtig in die Ferne zog, um dort das Glück zu suchen, das man im Vaterlande

[1]) vgl. „Die Epigonen." (Werke, Bd. III., S. 416.)
[2]) vgl. Melchior, S. 133.
[3]) Werke, Bd. III, S. 135.
[4]) Werke, Bd. III, S. 416.

nicht gefunden. Zu alledem dürfen wir nicht vergessen, daß der Weltschmerz in großen literarischen Vorbildern gewissermaßen sanktioniert war. Byron's „Childe Harold's Pilgrimage" und Heines „Buch der Lieder" haben zu ihrer Zeit einen Einfluß ausgeübt, der sich etwa dem des „Werther" in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts vergleichen läßt.

Da die weltschmerzliche Stimmung stark auf die empfindsame Natur Dreves' eingewirkt hat, so wollen wir hierbei noch einen Augenblick verweilen. Vor allem wurde der Selbstmord in den dreißiger Jahren eine häufige Erscheinung. Gelegentlich der Besprechung eines Buches („Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.") stellt W. B. Mönnich in dem mit dem Morgenblatte verbundenen „Literatur-Blatt" (1837) einige interessante Betrachtungen über den sittlichen Zustand seiner Zeit an. Nachdem er als Wurzel des Uebels ein lügenhaftes Wesen, das nicht nur auf den moralischen, sondern auch auf den physischen Zustand des Menschen einwirkt, hingestellt hat, sagt er weiter: „ . . . . [Der Selbstmord] ist bloß Symptom einer allgemeinen, unter jenen gleißenden Formen verhüllten, trostlosen, verzweiflungsvollen, leiblichen wie geistigen Krankhaftigkeit der civilisirten Welt." Ähnlich sagt Dreves am Ende einer Ode auf einen Freund, der sich selbst den Tod gegeben hatte:

Sei was es sei! Den Mantel der Liebe deckt
Wie gern ein Freund nicht über des Freundes Schuld;
Nicht richten will er, eine Thräne
Weint er allein dem gebrochnen Auge.

Dem Freunde weint er, weinet um sich und weint
Um ein Jahrhundert, welches, statt Freiheit, nur
Flauheit gebieret, Blüthen knickt und
Morde begeht an der Jugend Thatkraft. [1])

Wir finden also in der Restaurationsepoche eine große Menge von kleinen Geistern, die, sich wenig um das politische Leben kümmernd, friedlich und ohne sonderlich tiefes Erlebnis ästhetische und dichterische Interessen pflegen. Anderseits aber zeht von den Tieferdenkenden der Weltschmerz aus, der schließ-

[1]) SL, S. 144 ff.

lich als Ausdruck ganz individuellen Wehs eine Krankheit der Zeit wird und damit auch die ohnehin schon sehr subjektiven Poesien jener stark beeinflußt.

Betrachten wir nun diese Kleinliteratur vom rein künstlerischen Standpunkte aus, so müssen wir sagen, daß sie trotz mancher objektiv guten Leistung gering zu bewerten ist. Durch den Klassizismus und die Romantik nämlich war eine gewisse formale Schulung erreicht, und es wurde auch den kleinen und kleinsten Talenten nicht schwer, ihre Gefühle anmutig auszudrücken. Daher ja eben der riesige Schwarm von Dichtern, die mit Stimmungen, Ausdrucksmitteln und Versmaßen der jüngst vergangenen Zeit so unbefangen wirtschaften. Dabei ist es allerdings oft schwer, zwischen kleinen und größeren Talenten (von den ganz großen natürlich abgesehen) zu unterscheiden, da diese im allgemeinen auch keine objektiv besseren Leistungen hervorbringen als jene. Und das ist sehr begreiflich, denn wenn sie auch stärker sind als die ganz kleinen, so sind sie doch nicht so stark, um über die in der Literatur einmal erreichte Höhe hinauszukommen. Und wer kann überhaupt, wenn er schon auf einem höchsten Gipfel steht, noch höher steigen, wenn er nicht gerade die Kraft hat, einen anderen Berg zu erklimmen, d. h. ganz neue Wege einzuschlagen? Während also die ganz kleinen Talente aus diesem Literaturzustande Nutzen ziehen, werden die etwas stärkeren, die auch nur auf das vorhandene Material angewiesen sind, gedrückt. Man ist oft gezwungen, alle als Epigonen zu bezeichnen. Diese Epoche, die unmittelbar auf eine Blütezeit der Literatur folgt, übt daher einen gewissen gleichmachenden Einfluß aus gegenüber einer anderen, in der jedes Talent das, was es wird, mehr oder weniger aus eigner Kraft wird, da es gar nicht Gefahr läuft, in die Spuren großer, überwältigender Vorbilder hineinzugeraten. Treffend schreibt Immermann in einem Briefe an seinen Bruder im April 1830: [1]) „Unsere Zeit, die sich auf den Schultern der Mühe und des Fleißes unserer Altvordern erhebt, krankt an einem gewissen geistigen Überflusse." Und in den „Epigonen" heißt es: [2]) „Wir sind, um in

[1]) Werke, Bd. III, S. 7. (Einleitung des Herausgebers.)
[2]) Werke, Bd. III, S. 136.

einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Marktttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. . . Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten . . . .'"

Es erhebt sich nun die Frage: Wer von den Großen hat den nachhaltigsten Einfluß auf die kleineren Dicher der zwanziger und dreißiger Jahre ausgeübt? In den „Blättern für literarische Unterhaltung" finden wir am 1. August 1838 als Einleitung zu einer Reihe von Anzeigen zeitgenössischer Gedichtsammlungen eine kurze Betrachtung der damaligen Lyrik überhaupt. Nachdem der Verfasser dieses Aufsatzes die Poesie mit dem Weinstock verglichen hat, fährt er in demselben Bilde fort: „Daß wir unter den meteorologischen Einflüssen, die von außen auf die lyrische Pflanze wirken, diejenigen verstehen, die seit drei bis vier Lustern [sic] von Goethe, Uhland und Heine ausgehen, wird der Leser, der dem Gange der deutschen Lyrik mit beobachtendem Auge gefolgt ist, ohne unsere Erinnerung verstehen. Viele und nur zu Viele schlagen immer noch diese dreifache Richtung ihrer Bahn ein, besonders die Vielen aus Deutschlands Norden und Südwesten, während der Südosten eine Selbständigkeit zu bewahren weiß, die unsere . . . . Anerkennung in Anspruch nehmen muß. Auffallend ist es, daß Schiller unter den heutigen Bebauern des lyrischen Feldes wenige Nachtreter zählt . . . ebenso auffallend ist es, daß auch die Zahl der Epiker sich heutiges Tages mindert. . . ." Ein Blick in die damaligen Zeitschriften und Almanache lehrt, daß diese Beobachtung richtig ist. Dreves Jugend fällt also in eine Zeit, wo Goethes, Heines, Uhlands — und wohl auch Rückerts — Einfluß die Epigonen beherrscht. Denkt man sich alle diese Bestandteile noch mit den verschiedensten romantischen Anklängen gemischt und das

Ganze, in großer Subjektivität den Tagesfragen abgewandt, hie und da weltschmerzlich angekränkelt -- so hat man ein ungefähres Bild der Hauptmasse der Epigonendichtung in der Mitte der dreißiger Jahre.

Über diesen trotz der fortschreitenden Ereignisse ruhig weiter dichtenden Strom der Epigonen sagt Prutz einmal spöttisch: [1]) „Nun freilich, die Literatur der Romantik empfand die Julirevolution auch sehr übel; die Wald- und Wiesendichter schrieen laut auf über dies Wetter, das so plötzlich aus heiterem Himmel über sie hereinbrach . . . .“ Und fast wehmütig klingt es, wenn Eichendorff, ein zwar größerer, aber doch auch von den Tagesfragen etwas abseits gehender Dichter in der Novelle „Viel Lärmen um Nichts“ seinen Leontin die Worte sagen läßt: „„Die spröde Welt, die wir als unser Lustrevier erobern wollten, hat uns nach und nach bis auf ein einsames Waldschloß zurückgedrängt . . . . Dort rumoren wir auf unsere eigene Hand lustig fort, gefallen uns selbst, und ignoriren das Andre. Rauschen und singen doch die Wälder noch immerfort wie in der Jugend, und jeden Frühling wirbelt die Lerche die alten Gesellen zusammen, und von Zeit zu Zeit besucht uns dort wohl noch unser schönes Waldlieb'.“ —

[1]) Vorlesungen, S. 277.

Lyrische Anklänge.

Zu diesen Gesellen, die, unbekümmert um den Gang der Welt, auf eigne Hand lustig fortrumoren, gehört nun auch der junge Dreves mit seinem Erstlingswerk, das in den Jahren 1831 bis 1835 neben den Schularbeiten entstand und 1837 unter dem Titel „Lyrische Anklänge" erschien. Wir haben über diese Gedichtsammlung einige interessante Worte von Chamisso, dem der Gymnasiast sein Büchlein zur Beurteilung gesandt hatte. In einem (undatierten) Briefe Chamissos an Schwab heißt es:

> „Sinn für Form, treue Feile, gutgemachte, untadeliche Gedichte — Aber, meines Erachtens, fehlt es noch an dem Kern, den ich noch nicht selbständigen Lebens grünen und sprießen sehe."

Chamisso lobt also die formale Gewandtheit der Gedichte und hat damit auch wohl den Kernpunkt getroffen, denn wenn überhaupt etwas an Dreves' „Lyrischen Anklängen" zu loben ist, so ist es eben die rein technische Seite. Wir werden im folgenden sehen, daß der Gymnasiast in der Tat einen gewissen Formsinn hat und sich in vielen Versmaßen ganz sicher bewegt. Allerdings muß auch wieder zugegeben werden, daß er in der Wahl der Formen nicht immer glücklich ist und daß er gelegentlich ein Metrum durch ungeschickte Behandlung verdirbt.

Die „Lyrischen Anklänge" zerfallen in: Lieder, erstes Buch; Lieder, zweites Buch; Romanzen; Vermischte Gedichte; Sonette; Ghaselen; Glossen. Die Widmung lautet: „Adelbert von Chamisso empfange dieses Büchlein als einen Beweis der Hochachtung und Verehrung des Verfassers." Chamisso scheint darüber sehr erfreut gewesen zu sein. Noch im Jahre 1837

sendet er an Dreves die vierte Auflage seiner Gedichte „dankbar und hochachtungsvoll" mit einer handschriftlichen Widmung. [1])

In der anmutigen „Zuneigung" heißt es:

Sobald der Frühling kommt in's Land gezogen
Und laue Lüfte bringt und frohes Scherzen,
Ist Jugend auch entgegen ihm geflogen
Und wo er klopft an weiche Menschenherzen,
Da werden seinem Lächeln sie gewogen,
Da wird verscheucht das Heer der bangen Schmerzen
Und um sein Recht der bleiche Gram betrogen. —
Und ich, ich sitz' im Stübchen dann, beschattet
Vom Lindengrün, umrankt vom dunklen Eppich,
Mein Blick, der nie am Werdetrieb ersattet,
Wird jedem Hälmchen, jedem Blatt gewogen,
Das eingewirkt dem großen, bunten Teppich,
Den über's Land der junge Lenz gezogen.
Und Alles, was ich draußen seh' und höre
Durch's Fensterchen, vor dem ich sitz' und dichte,
Das muß sich mit in meine Lieder weben . . .
. . . . . .
Und was ich so in meinen liebsten Stunden
Der regen Schöpfung abgelauscht, das habe
Ich hier zu einem bunten Kranz gewunden,
Den bring' ich euch. Verschmäht nicht meine Gabe.

Doch findet ihr bei manchen frohen Liedern
Auch manchen Ernst und manche stille Klage,
So kann ich euch nur dieses drauf erwidern:
Mein Gartenhäuschen liegt am Kirchhofshage.
Da sah ich, wenn die Veilchen lustig sprossen,
Ein Blümchen blühen auf der Friedhofsmauer
In Mitten seiner Blumenreichsgenossen,
Das kennet Scherze nicht und kennt nicht Possen,
Und, wer es anblickt, fühlt geheime Schauer,
Doch hat mich nie es anzuschau'n verdrossen —
Es ist ein liebes Blümchen mir die Trauer.

Diese Zueignung verspricht mehr als die nachfolgenden Gedichte halten. Können wir auch dem Gymnasiasten ein reges Interesse für die Dichtkunst und eine gewisse Geschicklichkeit in der Versbehandlung nicht absprechen, so sind doch seine

[1]) Mitgeteilt von Barthel, a. a. O.

Poesien durchaus epigonenhaft, und man sieht, daß er sie nicht so sehr der „regen Schöpfung" als vielmehr anderen Dichtern abgelauscht hat. In unermüdlicher Sangeslust dichtet der junge Dreves von glücklicher und unglücklicher Liebe, von Tanz, Wein und Dichterruhm, bald nach diesem, bald nach jenem Muster. Dabei gelingt es ihm bisweilen, die Art seines Vorbildes einigermaßen zu treffen; sehr oft jedoch sinken seine Verse zu ganz unorganischen Reimereien herab, die uns nur zeigen, wie unglaublich unbefangen der Gymnasiast mit literarischem Eigentum wirtschaftet und wie er die Wendungen, Bilder und Stilmittel der großen Meister geradezu entwertet.

Das im folgenden angewandte Verfahren, das im wesentlichen nur im Aufstöbern von Anklängen und literarischen Anleihen besteht und das einem großen Künstler gegenüber ein Frevel wäre, ist bei diesem kleinen, unselbständigen Dichter ganz am Platze, wenn es auch seine Armut schonungslos enthüllt. Dreves hat sich übrigens nie ganz von einer äußerlich-klavischen Nachahmung freimachen können, und wenn man schon in seinen späteren Gedichten, denen ja mehr Erlebtes zugrunde liegt als den Gymnasiastenreimerein, manchen Einfluß innerlicher begründen kann, so muß man doch auch da noch oft zerpflücken und dem Dichter nachweisen, daß viele seiner Poesien aus den Versen anderer zusammengesetzt sind. —

Im zweiten Sonett („Bald nach dem 22ten März d. J. 1832") verherrlicht Dreves eine „Rieseneiche," die ihm einst in ihrer Kraft Mut gab zu freudigem Ringen. Jetzt aber ist sie vom Blitz zerschmettert, und der junge Dichter verzagt in seinem Streben, da er „seiner Wünsche Ziel" verloren. Das Sonett zeigt uns die tiefe Verehrung Dreves' für Goethe. Und groß ist auch der Einfluß, den dieser Dichter auf den Gymnasiasten ausübte. Vor allem ist es die Poesie des jungen Goethe, die ihre Spuren in dem Büchlein hinterlassen hat, mag nun Dreves hinauswandern in den Frühling („Wie's mich treibt und vorwärts dränget!") oder auch des Abends sein Liebchen besuchen („Ich schleiche, mein Liebchen, heut' Abend in's Stübchen"). In der kurzen Beurteilung der „Lyrischen Anklänge" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" heißt

es: „Freilich mahnt der leichte, gefällige Scherz beim Küssen, Tanzen, Trinken und Singen oft an Goethe . . .“ Aber neben diesen leisen Anklängen finden sich auch stärkere: Das „Frühlingslied“ zeigt ganz deutlich den Einfluß des „Mailiedes.“ Dabei ist es für den Gymnasiasten sehr charakteristisch, daß er auch noch anderswo Anleihen macht, nämlich bei einem Gedicht von Wilhelm Müller, das seinerseits als eine Kontrafaktur des Mailiedes gelten kann.

Dreves:	Müller:
Der Lenz ist kommen: Ich merk's am Grün; Da muß der Winter Von dannen zieh'n,	Ihr Blümlein alle, Die sie mir gab, Euch soll man legen Mit mir in's Grab.
Da muß vom Baume Der Reif herab, Da steigen die Blümlein Aus ihrem Grab',	Wie seht ihr alle Mich an so weh, Als ob ihr wüßtet, Wie mir geschieht?
Und müssen blühen Von Neuem schön, Die Blümlein alle Auf Flur und Höh'n.	Ihr Blümlein alle, Wie welk, wie blaß? Ihr Blümlein alle, Wovon so naß?
Der Lenz ist kommen: Ich merk's am Duft, Am Balsamhauche Der linden Luft.	Ach, Thränen machen Nicht maiengrün, Machen todte Liebe Nicht wieder blühn.
Woher das Düften So mailich schön? Es werden wol Veilchen Im Grase steh'n	Und Lenz wird kommen, Und Winter wird gehn, Und Blümlein werden Im Grase stehn,
Der Lenz ist kommen: Mir sagt's die Luft Und Frühlingswonne In meiner Brust.	Und Blümlein liegen In meinem Grab, Die Blümlein alle, Die sie mir gab.
Mir ist zuwider Das öde Haus, Ich halt's im Zimmer Nicht länger aus;	Und wenn sie wandelt Am Hügel vorbei, Und denkt im Herzen: Der meint es treu!
Denn Lenz ist draußen Vor meiner Thür, Ich hör' ihn klopfen Und rufen mir:	

„Nun, Grillenfänger,
Mach' dich heraus,
Der Mai ist kommen,
Der Winter ist aus!"

Dann Blümlein alle,
Heraus, heraus!
Der Mai ist kommen,
Der Winter ist aus.

Wenn wir schließlich sogar bemerken, daß Verse wie

. . . . . .

Ich merk's am Duft,
Am Balsamhauche
Der linden Luft.

Woher das Düften
So mailich schön? . . .

ganz deutlich nach Goethes „Frühzeitigem Frühling" hinüberweisen, so müssen wir uns allerdings sehr über die Skrupellosigkeit des jungen Reimschmiedes wundern.

Dreves besingt noch oft in kurzen Strophen den Frühling und die Liebe, und mehr oder weniger deutlich zeigt sich in diesen Gedichten der Einfluß des „Mailiedes" oder des „Frühzeitigen Frühlings". In dem Gedichte von dem Mädchen, das Vögel und Blumen nach ihrem Jägersmann fragt, heißt es:

Lieb' Mädel, lieb' Mädel,
So minniglich schön . . .
. . . . . .
O Mägdlein, lieb' Mägdlein,
Wie Morgenroth fein . . . . . .

Einmal führt uns der junge Dreves mit der beliebten kurzen Strophe in den Herbst:

Im Herbst einst wollt' ich
Zu'm Garten geh'n
Und fand am Zaune
Ein Röslein steh'n.

Der Dichter wundert sich, daß das Blümchen so spät noch blüht, da doch die anderen Blumen schon längst verwelkt sind. Das Röslein erwidert ihm aber: Das sei nicht sein Vergehen.

„ . . . . Und blüh' ich eben
Nur frisch und jung,
So blüh' ich dennoch
Wol früh genung . . . . "

Da bricht der Dichter das Blümchen, um es seiner Herrin zu schenken:

Da brach ich's Röslein
Und bracht' es ihr;
Sie lobt' es freundlich
Und sprach zu mir:

„Des Blümleins Rede
Merk' dir sie fein;
Du glaubst, mein Lieber,
Ein Dichter zu seyn;

Doch giebt es Leute,
Die sagen, es sey
Die Zeit der Blüthe
Schon lang' vorbei.

Doch singst du eben
Nur frisch und jung,
So singst du dennoch
Wol früh genung.

Und 's werden die Lieder
Der Herrin dein
Und auch wol noch Andern
Willkommen seyn.

Auch hier erkennt man das Vorbild leicht in Goethes „Gefunden". Neben den wörtlichen Anklängen in der ersten Strophe erinnern vor allem das kurze Metrum, die zierliche Diktion von dem Dichter und dem Blümchen und die ganze vertrauliche Stimmung an Goethe. Allerdings ist zu betonen, wie unsicher und gleichgültig der Gymnasiast gegen den Rhythmus ist, wie er gelegentlich durch überschüssige Silben das Metrum verdirbt.

Ein andermal führt uns Dreves ins Kleinleben der Natur ein, indem er wie Goethe die Zikade nach dem Anakreon besingt, und zwar in einer schlichten vierzeiligen Strophe mit vierhebigen fallenden Versen. Das ist an sich nicht absonderlich. Aber sehr verwundert sind wir darüber, daß die Verse zwei bis vier des Dreveschen Gedichtes aus Goethes „Spröde" stammen.

Dreves:	Goethe:
Im durchsonnten Laubengitter Die Cicade sitzt und singt Jugendfroh und ohne Sorgen, Daß es durch die Felder klingt.	An dem reinsten Frühlingsmorgen Ging die Schäferin und sang, Jung und schön und ohne Sorgen, Daß es durch die Felder klang. So la la! le ralla!

Dreves besingt die frohe Grille, hat dabei noch so etwas im Gehör von dem Goethischen Gedicht, und so fügen sich diese Worte, die auch auf die Zikade passen, ganz leicht mit ein. Wir haben hier eines von den für Dreves so charakteristischen Zwittergebilden, die, an sich ja oft ganz liebenswürdig, doch keinen ungetrübten Genuß bieten, da man beim Lesen immer das peinliche Gefühl hat, daß da etwas darin steckt, das einem schon irgendwo vorgekommen.

Und wie in diesen Liedern des Frühlings und der Freude an der Natur folgt Dreves seinem Vorbild auch im leichten daktylischen Tanzlied. Man vergleiche die Worte des „Fröhlichen" in dem Gedichte „Verschiedenes Ziel" mit einer Stelle aus Goethes „Wechsellied zum Tanze":

Dreves:	Goethe:
Freundlich geladen zum fröhlichen Feste, Eil' ich auf Flügeln der Liebe zum Tanz. Wonniglich ist es, beim heiteren Feste Sanft sich zu wiegen im schwebenden Tanz. Dennoch, was wären mir Tänze und Feste, Fehlte die liebliche Eine beim Tanz!	Ohne dich, Liebste, was wären die Feste? Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz? Wärst du mein Schatz nicht, so möcht' ich nicht tanzen, Bleibst du es immer, ist Leben ein Fest. Ohne dich, Liebste, was wären die Feste? Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Auch die späten Balladen Goethes hat Dreves nachgeahmt. Ein in dieser Hinsicht interessantes Gedicht ist das von der kindlichen Treue (1832): Die Kinder machen sich in schauriger Nacht auf, den Vater zu suchen, der noch nicht vom Forste heimgekehrt ist. Sie werden aber von den Elfen verlockt

und in deren Reich entführt. Dem inzwischen zurückgekommenen Vater bricht das Herz über den Verlust seiner Kinder. Die ganze nächtlich-grause Stimmung des Gedichts vereinigt Klänge aus dem „Getreuen Eckart" mit solchen aus dem „Erlkönig." An diesen erinnert vor allem die Elfenszene:

Kommt mit uns, ihr Lieben, im Reiche der Fee'n
Könnt schönere Spiele ihr haben.

Daß dieses Gedicht an Goethe anklingt, ist neben der ganzen Stimmung und einzelnen wörtlichen Reminiszenzen aber vor allem wieder dem Rhythmus zuzuschreiben. Dreves verwendet daktylische Verse, und zwar mischt er vierhebige mit dreihebigen, eine Technik, die der alte Goethe in seinen Balladen besonders liebt. Wenigstens die beiden ersten Strophen mögen zur Orientierung angeführt sein:

„Wo bleibt denn der Vater, wo weilt er so lang'?
Zu'm Forste hin lenkte er frühe den Gang,
Noch ehe die Sterne erblichen.
Bei sehnlichem Harren, so heimlich und bang',
Ist längst uns der Abend verstrichen.
O laßt ihn uns suchen, zu'm Walde hinein!
Die Stunden, die eilenden, schwinden,
Es leuchtet der Mond uns, sein dämmernder Schein
Er führt uns und hilft ihn uns finden.

Gesagt und gethan; und sie machen sich auf
Und eilen von dannen im stürmenden Lauf,
Die Kinder, den Vater zu suchen.
Erreichen ohn' Zögern und ohne Verschnauf
Die nächtlich umschatteten Buchen.
Beträten, weil's Mährchen die Köpfe erfüllt,
Wol nächtens sonst nimmer sie gerne,
Doch da's nun dem Vater, dem liebenden, gilt,
Vertrau'n sie dem himmlischen Sterne.

Den Schluß seines Gedichtes scheint Dreves allerdings in Erinnerung an Heines „Liedchen von der Reue" verfaßt zu haben.

Dreves:	Heine:
Er singet bei Tag' es, er singt es bei Nacht	Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Lied von der kindlichen Treue	Das Liedchen von der Reue,
Und hat er es weinend zu Ende gebracht,	Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
Dann singt er es wieder auf's Neue.	So singt er es wieder aufs neue.

Auch auf höhere Bahnen folgt der Gymnasiast seinem Vorbild Goethe. Wir erinnern uns der Krankheit, die er durchzumachen hatte und des sich darauf beziehenden Gedichtes vom Frühjahr 1831. In glatten Stanzen reflektiert der junge Dichter nach dem angeführten Sophokleischen Vers über seinen nahen Tod. Da durchbricht ein Sonnenstrahl „des Krankenzimmers dichtverschloßne Laden" und entlockt ihm den sehnsüchtigen Ausruf:

O könnt' ich doch, du liebes Sonnenlicht,
In deinem Glanz die kranke Seele baden.

Wir sehen daraus, daß Dreves zum mindesten den Faustmonolog kannte. Allerdings kann uns diese gewiß ungewöhnliche Belesenheit des noch nicht 15jährigen Knaben nicht für die Unselbständigkeit seiner Gedichte entschädigen.

Noch mehr überrascht es uns schließlich, wenn wir sehen, daß der Gymnasiast sogar bei Goethes „Divan" Anleihen macht. Die erste Strophe eines seiner Gedichte ist ein schwaches Abbild einer Stelle aus dem Buche Suleika.

Dreves:	Goethe:
Weht ein Ost vom Meer herüber,	Was bedeutet die Bewegung?
Grüß' ich ihn am Muschelstrand,	Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Denn mir ist's, als brächt' er Kunde	Seiner Schwingen frische Regung
Mir aus fernem Morgenland.	Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Noch deutlicher weist es auf den Divan (und zwar auf einige Worte aus der Hegire) hin, wenn in einem andern Gedichte Dreves voller Sehnsucht nach Ruhe fliehen möchte in die Einsamkeit, nach dem Süden

Oder hin zum reinen Osten,
Daß nicht meine Tritte ruhten,
Eh' ich einmal durfte kosten
Eine Hand voll Gangesfluthen.

Bei Goethe heißt es:

Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!

Zu erwähnen ist noch, daß Dreves ein „Weinlied" ausdrücklich „nach einem bekannten von Goethe" verfaßt hat. Es beginnt:

Mich begeistert irgend was
Männiglich zum Singen . . .

und gibt im wesentlichen den Inhalt des Goethischen „Mich ergreift, ich weiß nicht wie." Dabei fließt dem jungen Trinker auch ein Anflug von Selbstironie mit ein. —

Neben den bejahenden und lebensfreudigen Goethischen Tönen macht sich nun aber auch ein verneinender, zersetzender Zug in den „Lyrischen Anklängen" geltend. Wir erinnern uns, wie in den zwanziger und dreißiger Jahren aus dem Zwiespalt zwischen Individualität und Wirklichkeit der Weltschmerz entstanden war. Dieser sicher erst tief empfundene Schmerz wurde aber schließlich zur Quelle eines gewissen Glückes, insofern er nämlich das Selbstgefühl stärkte. So verwandelte sich den Weltschmerzlern das unfreiwillig-quälende Weh allmählich in ein mehr oder weniger selbstgefällig gepflegtes.[1]) Das trifft für alle zu: für Byron sowohl als auch für Lenau; am charakteristischsten ist es aber für Heine. Der junge Dreves nun, der schon von Natur etwas zu schmerzlichen Betrachtungen neigte, konnte sich dem Einflusse seiner Zeit, insbesondere dem Heines, nicht entziehen, und so finden wir denn bei ihm viele Gedichte, in denen er sich in dem Spielen mit dem Schmerze, in dem Hin- und Herpendeln zwischen entzücktem Rausch und nüchterner Enttäuschung gefällt. Selbstverständlich sind diese Poesien nicht allzu ernst zu nehmen. Während Dreves zu Anfang der vierziger Jahre,

[1]) vgl. Melchior, S. 133 ff.

durch trübe Lebenserfahrungen verbittert, vielleicht mit einem gewissen Rechte sagt:

Ich weiß, es macht das Weh' nur schlimmer,
Doch ist's ein schöner wilder Scherz,
Den Stachel tief und tiefer immer
Sich selbst zu bohren in das Herz . . . . . [1])

so sind hingegen die Gedichte der „Lyrischen Anklänge" wohl meist noch bloße Stil- und Reimübungen nach Heinischem Muster. Daß Dreves sich übrigens ganz bewußt als Weltschmerzler fühlte, sieht man aus dem Gedichte „An ein Herz" (1841):

Laß sie auch kalt dich nennen,
Sieht doch vom Himmelszelt
Er dir im Innern brennen
Den Schmerz der ganzen Welt. [2])

Das ist dasselbe, als wenn Heine „die ganze Welt der Schmerzen" tragen muß.

Die Wurzel nun dieses sich mit dem Leide der ganzen Welt identifizierenden, im Grunde aber sehr persönlichen Schmerzes ist bei Heine sowohl wie beim jungen Dreves — die unglückliche Liebe. Zunächst übernimmt der Gymnasiast von seinem Meister das Thema, daß die Geliebte den Dichter nicht erhört. Sie hat blaue Augen, roten Mund, weiße Hand, aber kein Herz; und wenn sie doch eines hat, so ist der kalte Winter darin, oder es ist verdorrt, oder hart wie Stein.

Dreves:	Heine:
In deinen blauen Augen Vergißmeinnichte blüh'n, Auf deinen rothen Lippen Zwei Pupurrosen glüh'n.	Die blauen Veilchen der Äugelein, Die roten Rosen der Wängelein, Die weißen Lilien der Händchen klein, Die blühen und blühen noch immerfort,
Von deiner Scheitel wallet Goldfunkelnder Aehren Pracht, Auf deinem Busen halten Zwei blendende Lilien Wacht.	Und nur das Herzchen ist verdorrt.
Doch hast du auch noch ein Plätzchen Wo keine Blumen gedeih'n, Es müßt' sonst Blumen geben, Die wachsen könnten auf Stein.	

[1]) G[1], S. 130.
[2]) G[1], S. 445.

Man sieht schon an diesem Gedicht, wie sorglos und äußerlich der junge Dreves mit Heinischem Eigentum umgeht, wie er besonders die sinnfälligen Farbenadjektiva und die Diminutiva von seinem Vorbild übernimmt, zwei Stilmittel, deren er sich noch sehr oft bedient.

Genau wie bei Heine bäumt sich nun Dreves' Schmerz über seine unglückliche Liebe maßlos auf: Als zweiter Pygmalion fleht er zur Venus, daß sie seinem Mädchen das steinerne Herz erweiche. Neben diesen Stellen solches übertriebenen Schmerzausbruches finden sich aber auch andere, in denen der Dichter still ist und wehmütige Töne anschlägt: Er möchte so gern einen Blick von der Liebsten; aber sie sieht ihn nicht in ihrem Stolz und ihrer Schönheit. Für sie ist er nur der liebeskranke Dichter, der „unbekannte, stille, fremde Mann", der bleich und einsam sein Weh mit sich herumtragen muß. Die für Heine besonders charakteristische Wendung vom „fremden Mann" findet sich nun auch bei Dreves:

Und läss'st mich geh'n vorüber
Als unbekannten Mann.

Ein andermal lehnt sich Dreves bei der Ausführung eines ähnlichen Gedankens eng an ein bekanntes Gedicht von Heine an:

Dreves:	Heine:
. . Wenn ich des Morgens frühe	Wenn ich an deinem Hause
An meinem Fenster steh',	Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, wenn ich seitwärts	So freut's mich, du liebe Kleine,
Zwei funkelnde Aeuglein seh'.	Wenn ich dich am Fenster seh'.
. . . . .	
Jetzt schaut sie zu mir herüber	Mit deinen schwarzbraunen Augen
Und sieht mich forschend an,	Siehst du mich forschend an:
Ihr Auge scheint zu fragen:	Wer bist du, und was fehlt dir,
„Was willst du, fremder Mann?" . . .	Du fremder, kranker Mann?

In einem anderen Gedichte heißt es mit etwas orientalischem Aufputz:

Dorten unter Lotosbäumen,
Auf des Ganges Uferbank
Harret dein ein stilles Wesen,
Wonne träumend, liebeskrank.

Diese Verse stehen übrigens in dem bereits erwähnten Gedicht, dessen Anfang eine deutliche Einwirkung des „Divan" verrät, ein Beweis, mit wie wenig Stilgefühl der junge Dreves gelegentlich seine Gedichte zusammensetzt.

Den Gedanken von der vergeblichen Sehnsucht stellt der Gymnasiast einmal in einem Gedichte dar, das stark von Heines „Ein Fichtenbaum steht einsam" beeinflußt ist:

Auf Nordlands eisiger Höhe
Ein wilder Dornbusch stand,
Selbst mit den blühenden Schwestern
Im Thal noch unbekannt.

Da kam ein schmeichelnder Ostwind,
Erzählte gar mancherlei,
Wie es in fernen Landen
Weit schöner und lieblicher sey.

Erzählete von Schiras,
Von Saron manches Wort
Und von den Nachtigallen
Und duftigen Rosen dort.

Da wollt' sogleich der Dornbusch
Nach Osten zieh'n mit dem West,
Doch ach, die bösen Wurzeln,
Sie hielten den Flüchtigen fest.

Hierher gehört auch das Motiv von der nicht gestandenen Liebe, die still beiseite steht und (allerdings etwas selbstgefällig) leidet. Wenn Heine klagt

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab' . . . .

behandelt Dreves denselben Gedanken, indem er Heinische Bilder und Wendungen skrupellos zu folgendem Gedichte zusammensetzt:

Die Sonnenblume wendet
Sich keck zu'r Sonne hin,
Die Lotosblume neigt sich
Vor ihr mit scheuem Sinn.

Viel Sonnenblumen schauen,
Mein Kind, dir in's Angesicht,
Ich bin die Lotosblume,
Die Sonnenblume nicht.

Dabei ist schließlich nicht zu verkennen, daß der Gymnasiast Heines Lieblingsmetrum, die kleine vierzeilige Strophe mit den kurzen dreihebigen, sorglos gefüllten Versen, ganz gut nachbildet. Dieses Metrum wird uns in den „Lyrischen Anklängen" noch öfters begegnen.

Sehr häufig findet sich bei Dreves auch das von Heine viel verwendete Motiv von der Untreue der Liebsten:

Auf meiner bleichen Lippe
Ein rothes Fleckchen ist,
Das brennt wie glühende Lohe,
Wenn drauf ein Mädchen küßt.

Das Fleckchen ist geblieben
Aus jener unseligen Stund',
Da meine Lippen berühret
Dein rother, falscher Mund.

Wer denkt hierbei nicht an jenes „unglückselige Weib" bei Heine, die den Dichter mit ihren Tränen vergiftet hat? Wir sehen an dem Dreves'schen Gedicht, wie sich der Gymnasiast eines der wirksamsten Stilmittel Heines, die Antithese, zu nutze macht. Man findet solche Wendungen, wo ganz gegensätzliche Begriffe mit unheimlicher Rücksichtslosigkeit und Selbstverständlichkeit nebeneinander stehen, in dem vorliegenden Büchlein noch oft, und wenn Dreves Verbindungen gebraucht wie „süße Schmerzen", „bange, süße Träume", „mit zerriß'nem Herzen fröhlich seyn" — so sieht man daran deutlich den Einfluß Heines, für den natürlich diese Ausdrücke mehr innere Berechtigung hatten als für den Gymnasiasten.

Der viele Liebesschmerz, den der Dichter erleidet, macht ihn verbittert gegen die Geliebte. Einmal will er ihr die

Schuld geben, wenn sein Mund verstummt:

Wird mein Sang auch schweigen,
Weil du nie willst zeigen
Dich mir unvermummt:
Magst du den Vorwurf dulden:
Du konntest es verschulden,
Daß eines Dichters Mund verstummt.

Ein andermal macht der Gymnasiast seinem Ärger darüber daß ihn die Geliebte auf der Straße nicht angesehen hat, in folgenden lässigen, ebenfalls an Heine mahnenden Worten Luft:

Doch höre, was ich sage:
Läss'st du mir solches nicht,
So geh' ich und verklage
Dich wahrlich vor Gericht.
Es wäre ein Gerechter
Der Richter, saget man —
Ich klag' dich wegen schlechter
Begegnung bei ihm an.

Aber er zürnt nicht immer; es kommen auch weiche Stimmungen über ihn: er ahnt, daß die Geliebte nicht minder elend ist als er. Ganz rein ist dieses weiche Gefühl jedoch auch wieder nicht; ein Rest des Stolzes, den der tiefgekränkte Dichter nicht ganz verwinden kann, vermischt sich damit und vergiftet es. So entsteht jene verachtend mitleidige Stimmung des 23. Sonettes, das sicher von einem bekannten Gedicht aus dem „Lyrischen Intermezzo" Heines beeinflußt ist.

Dreves:	Heine:
. . . Doch zürn' ich nicht — zieh' immer hin in Frieden.	Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ich wünsche selbst, es wäre dir beschieden	Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Des Lebens Glück, wie mir des Lebens Leiden —	Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Nur wähne nicht, ich könne dich beneiden.	Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Aber der Groll in des Dichters Herzen richtet sich nicht nur gegen die Geliebte, sondern auch verallgemeinernd gegen die Welt. Diese hat kein Verständnis für sein Streben, sein Lieben, sein Dichten; kalt und ablehnend steht sie ihm gegenüber. Er ist in einer falschen Zeit geboren. Ursprünglich zur größten seelischen Erhabenheit bestimmt, hat ihn ein widriges Geschick in eine kümmerliche Umgebung und in eine erbärmliche Zeit gestellt:

Mordet nicht jegliche Freude — der Welt
Frostiges, hönisches Lächeln?

klagt Dreves mit einem echt Heinischen „frostig". Bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten die selbstgefällige weltschmerzliche Pose des Gymnasiasten sich versteigen konnte, sehen wir aus dem ungeschickten 31. Sonett:

Was quält dich, Herz? Giebt's gegen solche Schmerzen,
Die dich durchwühlen, nirgends mehr Verwahrung?
Ich weiß, du zürn'st, daß man die Offenbarung
Des freien Geistes thöricht kann verscherzen.

Du passest, Herz, nicht zu gemeinen Herzen,
Das haben längst gebracht wir in Erfahrung,
So laß sie geh'n, sie wollen keine Nahrung,
Kein Licht für ihre todten Geisteskerzen.

Zu dem sprich, was vom Thiere ist geboren,
Wie Orpheus einst — und, wo sie Menschen fehlen,
Bekommen auch die Bäum' und Steine Ohren.

Gelingt es dann dir, jene zu beseelen,
Dann wird die Menschen, diese klugen Thoren,
Wie jetzt dich ihre Stumpfheit, Reue quälen.

In solchen selbstgefälligen Betrachtungen kann sich der Weltschmerzler Dreves gar nicht genug tun. Er kokettiert nach Heines Art mit seinem Weh:

Wenn ich rede, laßt mich reden,
Laßt mich stumm seyn, bin ich stumm,
Laßt mich froh und traurig werden,
Aber fragt mich nicht: warum?

Er kokettiert ferner mit seinen Sünden; er kokettiert schließlich auch mit seiner Kunst:

Aber Worte, einfach-schlichte,
Wie dein holder Mund sie spricht,
Die erfreu'n mich, so wie nicht
Meine eigenen Gedichte.

Diese Gedichte sind aber auch das einzige, was ihm von seinem Lieben und Leiden geblieben. Die Anfangsworte des 33. Sonetts erinnern an Heines erstes Traumbild:

Dreves:	Heine:
Mir, der ich auf der Erde Lust verzichte,	Geblieben ist mir nur, was glutenwild
Mir ist nur noch ein süßer Trost geblieben;	Ich einst gegossen hab' in weiche Reime.
Was ich empfand im Leiden und im Lieben,	
Ich hüll' es ein in weichliche Gedichte.	

Und diese Gedichte, die ihnen noch geblieben sind, vergleichen beide mit einem Sarg, der die tote Liebe birgt:

Dreves:	Heine:
Sobald mein Lieb' gestorben nur,	Jene Flammen sind erloschen,
Begrub ich meine Liebe,	Und mein Herz ist kalt und trübe,
. . . . .	Und dies Büchlein ist die Urne
Den Schrein, in den ich sie verbarg,	Mit der Asche meiner Liebe
Geb' nun der Welt ich wieder,	
Denn meiner todten Liebe Sarg,	
Ist dieses Buch der Lieder.	

So ist denn die Liebe dahingegangen, und nur im Traume noch umgaukeln den Dichter ihre flüchtigen Bilder. Das 12. Sonett von Dreves ist, wenn es auch wohl einen etwas anderen Sinn hat, formell sehr abhängig von Heines erstem Traumbild:

Dreves:	Heine:
Oft träumt dem Dichter in der Weihung Stunden Von süßen Lippen und von schönen Wangen, Von treuer Liebe seligem Umfangen, Von gold'nen Tagen, rosigschön-umwunden.	Mir träumte einst von wildem Liebesglühn, Von hübschen Locken, Myrten und Resede, Von süßen Lippen und von bittrer Rede, Von düstrer Lieder düstern Melodien.
Allein das eit'le Glück ist bald entschwunden, Der flücht'ge Traum in Rauch und Luft vergangen. . .	Verblichen und verweht sind längst die Träume, Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild'!

Wir haben bis jetzt von Heines Einfluß auf Dreves immer nur als von einem weltschmerzlichen gesprochen. Nun gibt es aber in den „Lyrischen Anklängen" auch einige an Heine mahnende Stellen, die durchaus nicht eine verbitterte oder ironische Stimmung atmen:

Es ist zwar manches zarte Lied
Aus meiner Brust geflossen
Und hat sich wie ein Labequell
In Vieler Herz ergossen.

Doch ist Gesang das Schönste nicht,
Was ich im Busen wahre,
Es wohnt ja drin der Liebsten Bild
Das sonnigliche, klare.

Oder:

Da ging in meinem Herzen
Ein schöner Frühling auf.

Da haben wir sogar einen Nachklang von Heines „Im wunderschönen Monat Mai."

Schließlich ist noch interessant eine Ballade, die man als eine volle Kontrafaktur von Heines „Botschaft" bezeichnen kann:

Zu der Zofe sprach des Grafen
Wunderfeines Töchterlein:
„Mach' dich auf und gehe eilig
In den dunklen Fichtenhain.

Und dort siehst du Schwerter blitzen
Und zwei Ritter im Turnei
Und dort weile und erwarte,
Wer von Beiden Sieger sey.

Sinkt der Held auf schwarzem Rosse
Mit dem wilden Feuerblick,
Eile, wie du kannst, und bringe
Mir die frohe Mähr' zurück.

Aber sinkt der blonde Knabe
Mit der jugendlichen Wang',
Der so oft zu'r Abendstunde
Unter meinem Fenster sang:

O dann brauchst du nicht zu eilen,
Geh' zu'm Kirchhof still hinab
Und bestell' beim Todtengräber
Für ihn und für mich ein Grab."

Wir sehen also, wie der junge Dreves vor allem die weltschmerzlich gefärbten Gedichte Heines gern nachahmt und wie er dabei mehr oder weniger geschickt (jedenfalls aber sehr sorglos) mit Heinischen Metren, Stilmitteln und Bildern wirtschaftet. —

Neben Goethes und Heines Einfluß ist es vor allem der Rückerts, der sich in dem Büchlein bemerkbar macht. Rückert hat einen liebevollen Sinn für das Kleine und Idyllische. Wer hat die engste, intimste Heimat, dieses kleine und doch so teure Stück Himmelsblau, die stille Flur im Abendglockenklang, das Dorf mit seinem Kirchlein im Abendfrieden, den engumhegten Garten mit seinen duftenden Rosen, die ganze traute Häuslichkeit mit den lieben Menschen darin — wer hat das alles so innig besungen wie er? Und diese liebevolle Versenkung in das Kleine und Kleinste, in die versteckten Reize der Natur und der Häuslichkeit hat dem jungen Dreves sehr gefallen. So versucht er sich denn auch in dieser Art von Poesie und bietet uns eine Menge von Gedichten, die stark an Rückert erinnern, z. T. sogar bloße Kontrafakturen sind.

Gleich die „Zueignung" atmet Rückertschen Geist. Und man geht wohl nicht zu weit, wenn man auch für die äußere Situation ein bestimmtes Gedicht Rückerts als Vorbild annimmt, nämlich das erste des „Liebesfrühlings."

Dreves:	Rückert:
	Unvergleichlich blüht um mich der Frühling,
	In die Fenster schlagen Nachtigallen,
	Heiter blickt der Himmel her, die Sonne
.... Durch's Fensterchen, vor dem ich sitz' und dichte ..	In das Stübchen, wo ich sitz' und dichte.

Folgen wir nun Dreves hinaus in die sommerliche Flur. Da finden wir ein Idyll, das sich eng an Rückerts „Das Eine Lied" anlehnt.

Dreves:	Rückert:
Da hört' ich süße Laute	Jüngst sah ich einen Hirten
Vom Felde tönen her,	Im stillen Wiesenthal ....
Der Ton der Hirtenflaute	. . . . .
Der war's — kein and'rer mehr;	Und blies als wie im Traume
Und doch streckt' ich mich nieder	Ein Lied auf einem Blättlein schmal
In's Gras und dacht' im Sinn:	. . . . .
Ich gäb' all' meine Lieder	Gern hätt' ich meine Lieder
Für dieses Liedchen hin.	Geboten all' dafür zum Kauf.
Ich horcht' und hört' es blasen	Er blies sein Lied, und ließ es,
Und immer hört' ich's gern,	Und sah sich um im Hag,
Ich sah die Lämmlein grasen	Hub wieder an und blies es,
Bei Hirsch und Reh von fern,	Ich schaute wie er lag:
Ich sah die Luft, die klare,	Er sah bei seinem Blasen
Die Welt, die vor mir lag —	Die stillen Lämmlein grasen,
Mir war's im ganzen Jahre	Und langsam fliehn den Sommertag.
Der schönste Sommertag.	

Noch oft läßt sich dieser ruhig-heitre Geist in den „Lyrischen Anklängen" wahrnehmen. Ein ähnlich sonnig-stilles Bild z. B. entwirft Dreves in dem Gedicht von dem alten tauben Hirten, der sich freut über seinen Sohn drüben

bei den Schafen und das schöne Mädchen an seiner Seite. Am Schluß heißt es:

Und ich, der ich den tauben Mann
Belauscht, will's nicht bereuen,
Ich seh', wie er sich freuen kann,
Und kann mich drüber freuen.

Auch das „Sommerlied" mit seiner liebevollen Betrachtung des Kleinlebens in der Natur erinnert an Rückert:

Mückenschwarm im Sonnenschein
Tanzet allerwegen;
Tanze nur, du Mückenvolk,
Tanze meinetwegen.

Bisweilen besingt der junge Dreves noch winzigere Motive. Sehr an Rückert mahnt z. B. eine kleine Beobachtung über Rose und Lilie:

Stets geschmückt ist die Natur;
Will die Ros' erbleichen,
Muß ihr dar der Lilje Duft
Neue Schmückung reichen.

In einem anderen Gedicht erzählt uns Dreves, wie er allabendlich nach dem Gartenhause vor dem Tore geht:

Grüßet dann mich schon von Weiten
Sein von Wein bekränztes Dach,
Denk' ich gleich in meinem Sinne:
Ob ich heut' sie finden mag?
Und ich eil' und vor der Thüre
Horch' ich, wer da drinnen spricht —
Ach, ich hör' des Freundes Stimme,
Aber ihre Stimme nicht.

Sehr überrascht ist man allerdings, wenn die nächste Strophe dieses an Rückert mahnenden Gedichtes von Schiller — abgeschrieben zu sein scheint:

Und so geh' ich alle Tage,
Gehe manche Woche lang
Ohne Seufzer, ohne Klage
Abendlich denselben Gang.
Und sie will mir nicht erscheinen . .

Manchmal hängt Dreves, genau wie Rückert, den kleinen Idyllen eine moralische Pointe an. Dafür ist bezeichnend ein schon 1832 entstandenes Gedicht, das wir in der Gesamtausgabe als „Kindersinn" wiederfinden. Das Vorbild ist sicher Rückerts „Kindersinn":

Dreves:

Steht der Winter vor der Thür,
Streuend Reif, und Schnee nicht minder,
Sehnen sich die frohen Kinder
Nach des Sommers Blumenzier.

Aber bringt die Frühlingszeit
Saatengrün und Finkenlieder,
Fragt ihr Flattersinn schon wieder:
„Ist der Winter wol noch weit?"

. . . . . .

Doch wer so, dem Kinde gleich,
Wünscht, daß nie Gewährung fehlet,
Weiß nicht wie die Täuschung quälet,
Stets erfüllter Hoffnung reich.

Rückert:

Die Kinder, die sich jüngst gefreut
Aufs Land als wie die Kinder,
Sie freuen, da's zur Stadt geht heut,
Sich in die Stadt nicht minder.

. . . . . .

Wer wie ein Kind genießt den Tag,
Hat keinen zu bereuen,
Er kann sich, was auch kommen mag,
Auf etwas neues freuen.

Und so entlehnt Dreves von seinem Vorbild noch viele kleine und kleinste Motive. Z. B. nimmt er einmal ein Sprößlein aus dem Garten, damit er das geheime Wachsen recht aus nächster Nähe belauschen könne. Aber ach! das Pflänzchen verdorrt. Man vergleiche die Schlußbetrachtung dieses Gedichtes mit einigen Rückertschen Versen:

Dreves:

Auch denen, die da dichten,
Geht's wie Natur, verrichten
Woll'n sie ihr Werk nur ungestört.
Drum sieh' auch du nicht wieder
Mir, Liebchen, in die Lieder,
Bevor ich selbst sie dir beschert.

Rückert:

Blicke mir nicht in die Lieder!
Meine Augen schlag' ich nieder,
Wie ertappt auf böser That;
Selber darf ich nicht getrauen,
Ihrem Wachsen zuzuschauen . . . .

Auf diese Poesie paßt so recht Rückerts eigenes Wort, daß die Welt „singbar" sei.

Wie Rückert, so treibt auch Dreves mit seinem Liebchen allerlei Scherz und übernimmt dabei manches zierliche Motiv von seinem Vorbild. Hier kommen besonders die Ritornelle inbetracht.

Dreves:	Rückert:
Schilt nicht den Schleierschmuck holdsel'ger Frau'n!	Geh' in der Nacht im Garten an die Fluth,
Vermagst du denn, hüllt es kein Nebelschleier,	Wo schon der Lotos unter'm Wasser ruht.
In's Sonnenaug', in's blendende, zu schau'n?	Entschleire dich! er taucht empor, und hält
	Für Sonnenaufgang deiner Wangen Gluth.
Ein Malvchen weckteſt du, als wir umschlangen	
Uns nächstens jüngst; sie sah erröthen dich	
Und dacht', es sey die Sonne aufgegangen.	
Oder:	
Der Liebreiz flog um deine Stirne, Liebchen,	Nie in schön'rem Stübchen
Da ward er lustberauscht von deiner Schöne	Saß gefangen ein hold'rer Dieb,
Und strauchelte und fiel — in's Wangengrübchen.	Als das Lächeln im Grübchen
	Auf der Wange von meinem Lieb.
Oder:	
Und ich bin dein Heimchen	Stets daheim bei meinem Heimchen,
Und ich zirpe dir	Horch ich heimlich seinem Reimchen.
Hier ein tändelnd Reimchen —	
Küsse mich dafür!	

Manchmal sind solche Scherze mit dem Liebchen, genau wie bei Rückert, stark mit Reflexion durchsetzt und dialektisch (bisweilen gesucht) zugespitzt:

Als ich manche lange Woche
Dich, Geliebte, nicht geseh'n,
Schienst du mir bei'm Wiedertreffen
Doppelt lieblich, doppelt schön.

Aber wenn ich, durch Entsagung
Stets dir höhern Glanz zu leih'n,
Doch ein klein Bedenken trüge,
Würd'st du mir's verargen? Nein . .

Nicht immer jedoch wird die Liebe so tändelnd behandelt. Man weiß, wie Rückert sie auffaßt als ein Sichversenken in das geliebte Wesen, als ein Aufgehen in der andern Person. Auch hierin ahmt ihn Dreves nach.

Dreves:	Rückert:
Was ist die Liebe? Eines Geistes Lenkung Zu'r edelsten und reinsten Hinsich=gebung, Die, zu'r genausten Ineinander=lebung, Nicht achtet eines eig'nen Seyn's Verschenkung.	Welche Sich=Erhebung, Sich=Erniedrung, Sich=Entäußrung, völl'ge Hin=sich=gebung, Tiefe ganze innige Erwiedrung,
Was ist die Liebe? Eine Sich=Versenkung In des geliebten zweiten Ich's Bestrebung Und wiederum auch eine Sich=Erhebung Zu dieses Wesens Wunsch und Sinnesdenkung.	Seelenaustausch, Ineinanderlebung.

Dreves steht natürlich mit dieser Nachahmung in seiner Zeit nicht vereinzelt da. Wir haben ja gesehen, ein wie großer Schwarm von Epigonen in den zwanziger und dreißiger Jahren hinter den Großen herzieht. Um nur einmal an einem Beispiele zu zeigen, wie die bedeutenderen Dichter von den Kleinen nachgeahmt (oft geradezu ausgeschrieben) werden, mögen ein paar Verse aus einem Ghasel von Gustav Pfizer angeführt sein: [1]

Meinem Streben gabest du eine neue Wendung;
Liebe, weiß ich, ist des Seins Krone und Vollendung!
. . . . . .

[1] vgl. Musenalmanach auf 1835.

Meines Wesens tiefste Kraft strömt in dich hinüber;
Denn der höchste Selbstgenuß ist des Selbsts Verschwendung.

Ferner scheint der schon erwähnte Cyklus der 25 Totensonette etwas unter Rückerts Einfluß zu stehen. Wenn man diese Dreveschen Gedichte mit den 40 Sonetten „Agnes' Todtenfeier" (1812) vergleicht, so findet man große Ähnlichkeiten: Die tote Geliebte wird überschwänglich gepriesen, denn sie war die Schönste, die Reinste von allen; sie war die herrlichste Rose. Ihr Dahinscheiden wird in innigen Zusammenhang mit der Natur gebracht. Sie trauert mit dem Dichter um den Verlust der Lieblichen, die entflohen ist zu höheren Räumen, wo sie eine Königin oder eine Heilige geworden. Auch leise wörtliche Anklänge finden sich in den Dreveschen Sonetten. Immerhin ist ihnen einige Beachtung zu schenken, da es die einzigen Gedichte der „Lyrischen Anklänge" sind, denen nachweislich ein Erlebnis zugrunde liegt.

Interessant ist weiter das Gedicht von den drei Hämmrern, das sicher ein Nachklang von Rückerts „Mitternacht" ist.

Dreves:	Rückert:
Um Mitternacht	Um Mitternacht
Auf meinem Zimmer	Hab' ich gewacht
Hab' ich beacht't	Und aufgeblickt zum Himmel . . . .
Drei wache Hämmrer, die da ruhten nimmer.	. . . . .
. . . . .	
Wer hat gepocht	Um Mitternacht
Als dritter Hammer	Nahm ich in Acht
Und unterjocht	Die Schläge meines Herzens . . . .
Im Lauf die zwei? Mein Herz mit seinem Jammer.	. . . . .

Will man schließlich noch einen äußerlichen Einfluß Rückerts auf Dreves nennen, so muß gesagt werden, daß neben Platen vor allem er es war, der den jungen Dichter zu kunstvollen Maßen anregte. Außer südlichen und orientalischen Formen kommen dabei noch allerlei Versfünfteleien inbetracht. Liest man etwa folgendes Gedicht:

Liebe!
Deine trübe
Prüfungsluft
Sie geleite
In die Weite
Unbewußt
Mich durch Noth und drohende Gefahren
Hin zu'm Ziel, das du mir auf noch willst bewahren . . . .

so sieht man, daß, wenn Dreves überhaupt von jemand zu solchen Versen angeregt wurde, diese Anregung nur von Rückert ausgehen konnte. Selbstverständlich reichen die Verskunststücke des Gymnasiasten nicht an die Schöpfungen des Sprachvirtuosen Rückert heran.

Auch die Bildung kühner Wortformen bei Dreves, besonders der häufige Gebrauch von Substantiven auf „-ung", scheint auf Rückerts Vorbild zurückzugehen. Manche seiner Verse erinnern nur deshalb an Rückert, weil sie viele solche Substantiva enthalten:

Deiner Lippen Aneinanderklemmung
Wähne nicht sey meiner Küsse Hemmung. —

Auch Uhlands Poesie hat den jungen Dreves beeinflußt. Gleich das erste Gedicht „Zum Anfang" mit seiner frischen Stimmung erinnert an Uhlands „Freie Kunst":

Gieb, Dichter, gieb geschwinde
Dein fliegend Blatt dem Winde
Und laß die bange Frage,
Ob's dem, der es hascht, auch behage.
. . . . . .
Sorg' nicht, daß deine Klänge
Ein rein'rer Ton verdränge,
Bleib' nur in deinem Gleise
In deiner selbeignen Weise . . . .

Und wie uns Uhlands große, reine Auffassung von der Poesie in dem Gedicht „Des Dichters Abendgang" entgegen tritt, so findet sich auch in den „Lyrischen Anklängen" ein Sonett, das ganz ähnlich den erhebenden Eindruck einer stillen abendlichen Natur beschreibt und das sicher von dem Uhlandschen Gedicht beeinflußt ist.

Dreves:

Wenn keines Spähers lauschend
Auge wacht,
Nicht rege Hände mehr am Tagwerk
schalten,
Entweich' einmal den düstern
Aufenthalten
Der Häuslichkeit und schweife durch
die Nacht.

Betrachte still des Sternentempels
Pracht
Des nie gestürzten, ewigen, uralten,
Du fühlest du, wie höh're Mächte
walten,
Da wird dein Geist zur Andacht
angefacht.

Und willst du dir die Feier
ganz vollenden,
So bleibe, bis erneuten Tages Kunde
Die Morgenlüfte dir entgegen weh'n.

Dann magst du heimwärts
deine Schritte wenden,
Du trägst mit dir in deines
Herzens Grunde
Das schönste Bild von Tod und
Aufersteh'n.

Uhland:

. . . . . .
In hoher Feier schwebt dein
Geist,
Du schauest in des Tempels
Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen.
. . . . . .
Dann ist's vollbracht, du
kehrest um
. . . . . .
Du trägst in dir des Liedes
Segen . . . .

In Dreves' Lyrik finden wir manchmal jene feierliche Stimmung der Natur gegenüber, die etwas anderes ist als Goethisches Aufjauchzen oder Rückertsche liebevolle Versenkung. Ein gewisses ethisches Moment steht im letzten Hintergrunde, genau wie bei Uhland. Besonders hat „Schäfers Sonntagslied" beim jungen Dreves Schule gemacht. Es mag hierfür nur ein Beispiel gegeben werden, das (erst in die zweite und dritte Auflage der Gedichte aufgenommene) „Morgenlied." Die ersten Zeilen erinnern allerdings an das Lied des Pförtners in der Schillerschen Bearbeitung des „Macbeth":

Vorüber ist die dunkle Nacht,
Der Morgenstern ist aufgewacht . . .

Dann aber fühlt man den Bann von „Schäfers Sonntagslied“:

Wie still ist's rings und feierlich,
Noch regt kein lebend Wesen sich,
Noch klinget durch die kühle Luft
Kein Glöcklein, das zur Kirche ruft.

Wir erinnern uns, daß Dreves seine 1833 entstandenen Totensonette erst später veröffentlichte. Ein leiser Klang dieser Trauer aber findet sich auch schon in den „Lyrischen Anklängen“. Das später den Sonetten als Motto vorgesetzte Gedicht „Grabschrift für Rosa“ blickt uns an wie ein Uhlandscher Frühlingsgruß:

Sie kam zu uns und blühte
Ein Weilchen im Frühlingshauch,
Doch als der Sommer verglühte,
Da welkte und starb sie auch . . .

Es ist nicht zu verwundern, daß Uhland als Meister der Ballade auch Einfluß auf die wenigen erzählenden Gedichte Dreves' gehabt hat. Da ist zunächst die vierte Romanze zu erwähnen:

Jung Siegfried legt sich hin zur Rast . . . .

In derselben kurzen, von Uhland gern angewandten Strophe ist die zwölfte Romanze abgefaßt:

Zu'r Jagd ritt Kurfürst Joachim,
Da sprach sein treues Weib zu ihm:

„Ich bitte, lieber Gatte mein,
Stell' heut' das Jagdvergnügen ein.

Es hat ein Traum verkündet mir,
Es brächte heut' Verderben dir.“

Aber der Kurfürst läßt sich nicht zurückhalten:

Und als begonnen er die Birsch,
Sprang über'n Weg ein schwarzer Hirsch.

Der Anklang an Uhlands „Weißen Hirsch“ liegt auf der Hand. An Uhland, und zwar an dessen „König auf dem Thurme“ erinnert das Gedicht von dem König, der von des Schlosses Zinnen sein Reich überblickt:

Auf seines Schlosses Zinnen
Der alte König steht,
Durch seine weißen Locken
Des Abends Kühlung weht . .
. . . . . .
Es liegt vor seinen Blicken
Sein segensreiches Land,
Für seine treue Sorge
Das schönste Unterpfand.

Er hat es nicht verrathen,
Er hat es nicht gedrückt,
Er hat es nicht verhandelt,
Er hat es nur beglückt . . . . .
. . . . . .
Drum kann so froh er stehen
Im Abendsonnenstrahl
Und kann voll Ruhe schauen
Hinab in's blüh'nde Thal . . .

Die letzte Strophe ist insofern interessant, als sie die eine der beiden in den „Lyrischen Anklängen“ vorkommenden Anspielungen auf Zeitfragen enthält:

Er kehrt in's Schloß zurücke —
Du liebes, deutsches Reich,
Wo hast du einen König,
Der diesem König gleich?

Viel für des Gymnasiasten politische Anschauung wird man allerdings dieser Stelle nicht entnehmen können!

Noch ein Gedicht erinnert an Uhland, die fünfte Sicilianc. Dreves behandelt hier das Motiv von der Perle und dem Edelstein, die sich nur im Traume küssen dürfen. In Uhlands „Traum“ sind es zwar nicht eine Perle und ein Edelstein, sondern zwei bleiche, kranke Buhlen; aber die Durchführung des Themas ist genau so. Besonders finden sich am

Schluß auch die beiden kurzen, entschiedenen Hauptsätze schroff einander gegenübergestellt.

Dreves:	Uhland:
Ein Edelstein in dunkler Grube Nacht Und eine Perle auf des Meeres Grunde, Sie träumen, daß, vom Zwange freigemacht, Sie küßten sich mit liebevollem Munde. Doch plötzlich sind sie Beide aufgewacht Und losgerissen aus dem schönen Bunde, Den Edelstein bannt wiederum der Schacht, Die Perle ruht in ihrem feuchten Sunde.	. . . . . . Zwei Glöcklein klangen helle, Der Traum entschwand zur Stund'; Sie lag in der Klosterzelle, Er fern in Thurmes Grund.

Natürlich handelt es sich hier nicht so sehr um Uhlands Einfluß im besonderen, als vielmehr um den allgemeinen romantischen Gegensatz zweier Wesen überhaupt, die in unendlicher Sehnsucht nacheinander verlangen und sich nur im Traum erreichen können, ein Motiv, das in der damaligen Literatur unter den verschiedensten Einkleidungen wiederkehrt: als Fichte und Palme, als Tanne und Pinie, als Perle und Edelstein, als Stern und Blume. Namentlich die letzte Zusammenstellung ist in der jüngeren Romantik beliebt. In den Jugendgedichten Dreves', in denen solche romantische Einkleidungen der Sehnsucht noch nicht so häufig sind wie in den späteren, findet sich dieses Bild in dem erst in die „Schlichten Lieder" aufgenommenen Gedicht „Stern und Blume", das leise an Brentano erinnert:

Unten am Quelle
Blühet die helle,
Sinnige Blume der Liebe im Thal,
Oben die blaue,
Himmlische Aue
Heget den Stern mit dem güldenen Strahl.

Blumen und Sterne
Küßten sich gerne,
Ach, und sie dürfen's alleine im Traum,
Denn nicht von dannen
Können sie bannen
Jenen unendlichen trennenden Raum .....

Bei dieser Zusammenstellung denkt man unwillkürlich an das bekannte Gedicht

Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern. . . .

von Wilhelm Müller. Dieser liebenswürdige Dichter ist nicht ohne Einfluß auf den Gymnasiasten geblieben. Zwar mit dem, was sein eigenstes Gebiet ist — Wanderlust und Trinkpoesie — hat er nicht auf Dreves gewirkt. Höchstens kämen hier inbetracht die Gedichte von der spröden Kellnerin („Wandrer und Schenke") und von der Kellnerin, der „ihr Schatz untreu geworden." Was Dreves von Müller übernimmt, ist vielmehr jene zierliche Liebeständelei, wie wir sie ähnlich schon bei Gelegenheit des Rückertschen Einflusses fanden.

Vor allem wird die Schönheit der Geliebten tändelnd gepriesen. Ihre Wangen, ihr Mund gleichen nicht Rosen, sondern sind schöner als Rosen.

Dreves:	Müller:
Will man mit Rosen deine Wange gleichen,	Ein junges Rosenblättchen,
So leid' es nicht; die weiße, schamerfüllt,	Der Knospe kaum entwunden,
Erröthete, die rothe würd' erbleichen.	Will gar sich unterfangen,
	Mit deines Mundes Röthe
	Sich prahlend zu vergleichen . . . .

Ein andermal hat sich der Dichter Müller in den Locken der Geliebten verfangen. Er will auch gar nicht versuchen, davonzufliegen, da seine Flügel in der Sonne der Geliebten schmelzen würden. Starke wörtliche Anklänge an dieses Gedicht finden sich in Dreves' drittem Ritornell.

Dreves:

Zu'm goldnen Vließe deiner Locken, Traute,
Durch's öde Meer der Qualen, muthbeseelt,
Schifft dieses Herz, ein kühner Argonaute.

Müller:

In dem goldnen Labyrinthe deiner Locken eingefangen,
Hab' ich meine müde Freiheit in den Schlingen aufgehangen.
Denn wie sollt' ich es versuchen, aus den holden Irrgewinden,
Die sich um mein Herz geringelt, wieder mich heraus zu finden?
Könnt' ich auch aus Wachs mir Flügel, wie ein Dädalus, bereiten,
Ach, ich würde doch sie beide nur nach deiner Sonne breiten,
Bis die Federn mir zerschmölzen an der Gluth der nahen Strahlen —
Und ich sänk' aus meinen Himmel in das schwarze Meer der Qualen.

Auch den von Müller häufig verwendeten Vorwurf, daß die Herzen in den Locken der Geliebten hängen, finden wir bei Dreves:

Vergönn' dem blonden Haar, daß frei es walle!
Zwar hing an jede Locke sich ein Herz,
Doch wähne nicht, daß Eines nur entfalle.

Oder im vierten Ghasel:

Mein tändelnd Herz, ach! es verlor in deiner Locken Ringe sich,
Doch warum soll es winden nun aus dieser holden Schlinge sich?

Diese Verse könnten in Müllers „Berenice" stehen, wo fast in jedem Gedicht von den „Schlingen" der „Lockenringe" die Rede ist.

Nicht immer jedoch ist die Liebe glücklich; wir hören bei Müller auch schmerzliche Liebesklagen, allerdings oft schalkhaft und graziös ausgeführt. In den „Reimen aus den Inseln des Archipelagus" (1827) findet man einen Zweizeiler mit einem etwas gesuchten Vorwurf, zu dem wir bei Dreves eine volle Kontrafaktur haben.

Dreves:	Müller:
Daß Einer noch, was ich erleide, litte, Müßt' noch ein Kind, wie du, geboren seyn, So schön und doch so taub für jede Bitte.	O daß deine Mutter brächte noch ein Kind zur Welt, wie dich, Daß es doch noch Einen gäbe, welcher litte, so wie ich!

Auch das Müllersche Gedicht, in dem uns der Dichter erzählt, daß er gar nichts von seinen Tränen gemerkt habe, ist von Dreves skrupellos nachgeahmt.

Dreves:	Müller:
Gefallen ist eine Thräne Von meiner Wange herab. Wie ist es doch gekommen, Daß ich geweinet hab'?	Gefrorne Tropfen fallen Von meinen Wangen ab: Und ist's mir denn entgangen, Daß ich geweinet hab'?

Ein andermal kommen die Liebenden in große Verlegenheit, denn ihre Liebe ist verraten: Ein Stern hat es gesehen, der hat es dem Meere vertraut, dieses dem Ruder, das wieder dem Schiffer, der seiner Liebsten, und so ist es unter die Leute gekommen. Dieses (neugriechische) Motiv finden wir behandelt von Müller, von Chamisso (1831) und von Dreves! Der Anfang seines Gedichtes ist einfach von Müller übernommen:

Dreves:	Müller:
Als wir uns küßten, war es Nacht Und keiner hat's gesehen . . .	Als wir uns küßten, war es Nacht. Wer hat es denn gesehn?

Der Schluß hingegen weicht von Müller ab und nähert sich Chamisso:

Dreves:	Chamisso:
Und ach, nun singen schon vor'm Thor, Am Markt und in den Stuben Die Mägdlein sich und Buben Ein Lied von unserm Küssen vor.	Nun singen's auf Straßen und Märkten Die Mädchen und Knaben im Chor.

Trotz manchen Mißgeschickes in der Liebe aber läßt sich der junge Dreves nicht entmutigen. Als er einmal ganz ohne Liebe ist, will er sich kurzerhand eine neue suchen. Dabei gebraucht er dieselben Worte wie Müller vom Wein:

Dreves:	Müller:
Such' dir eine neue Liebe, Oder — eine neue Welt.	Schafft mir eine neue Flasche, Oder eine neue Welt! —

Neben den stark hervortretenden Einwirkungen Goethes, Heines, Rückerts, Uhlands und Müllers findet man nun in den „Lyrischen Anklängen" auch Spuren des Einflusses von Stolberg, Schiller, Tieck, Chamisso, Platen und Lenau, auf die im folgenden zur Vervollkommnung des Bildes noch kurz hingewiesen werden muß.

In der zweiten Romanze sind die Worte, mit denen der kranke König Agantur seinem Sohne das alte „Tyrfing-Schwert" übergibt, von Stolberg entlehnt.

Dreves:	Stolberg:
„Sohn, hier hast du meine Wehr"	„Sohn, da hast du meinen Speer" —

An Schiller erinnert das sechste Sonett. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß sich die Nachahmung erst über einen dritten hinweg vollzogen hat. Man vergleiche das Gedicht mit einer Epode von Eduard von Schenk.

Dreves:	Schenk:
Dem dunklen Schooß der mütterlichen Erde Vertraut der Säer hoffnungsvoll die Saat, Zieht ruhig weiter dann auf seinem Pfad Zurück zu seines Hauses stillem Herde.	Dem stillen Schoos der mütterlichen Erde Vertraut der Landmann seine liebe Saat, Hofft, daß sie bald in Garben prangen werde, Denkt schon des Sommers, wenn der Lenz erst naht.

Er hofft: wofür mit des Berufs
Beschwerde
Er rüstig wirkend jetzt das Seine that,
Daß es, wenn sich des Lenzes
Odem naht,
Die Müh' belohnend, auf-
wärts keimen werde.

So will auch ich in deinen
Schooß, o Zeit,
Still meiner Wünsche Samen
niederlegen . . .

So leg' auch ich mein Wünschen
und mein Hoffen,
Du treue Zeit, in deinen
tiefen Schoos . . .[1])

An Theklas Lied im Wallenstein erinnert der Anfang der neunten Romanze:

Der Vollmond schien, die Windsbraut pfiff;
Das Mädchen saß am Felsenriff . . . . .

Auf eine Stelle des großen Wallensteinmonologs scheinen schließlich die letzten Worte des 34. Sonetts anzuspielen: Der Neid verbündet sich mit der Bosheit, um dem unerfahrenen Herzen aufzupassen,

So daß ich glaubt' bestätiget zu finden:
Es sey der Mensch gefertigt aus den Massen
Der Schlechtigkeit und lebe nur von Sünden.

Es scheint, daß das, was Dreves hier „bestätigt" findet, das Wort Wallensteins ist:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht . . .

Wenn Dreves wirklich diese Stelle im Auge hat, dann hätte er allerdings ihren Sinn einigermaßen mißverstanden. —

Interessant ist eine Anlehnung an Söltl.

Dreves:	Söltl:
Hoffnung lächelt mild durch Thränen,	Und sie lächelt mild durch Thränen,
Denn Verzweiflung ist ihr fern.	Denn sie schaut den Heldensohn . .

[1]) vgl. deutscher Musenalmanach auf das Jahr 1835.

Im letzten Hintergrunde steht natürlich Tiecks berühmtes:

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern . . . [1])

An diesem Beispiel sieht man wieder einmal so recht, wie solche von größeren Dichtern ausgehende bekannte Verse und Schlagwörter bei den Epigonen in allen möglichen Abschleifungen und Variationen, mehr oder weniger erkennbar, fortleben. —

Auch an den Dichter, dem Dreves sein Büchlein widmete, an Chamisso, werden wir beim Lesen der „Lyrischen Anklänge" ein paarmal gemahnt. Auf Seite 178 ff finden wir ein in Terzinen abgefaßtes Gedicht („Vision"), dessen Inhalt echt romantisch ist:

Nach Hause kehrend vom Bachantenmahle,
Ging durch den Wald ich nächtens ohne Leiter,
Der schwach erhellt nur ward vom Mondenstrahle;
Und in mir war's, wie außen, wenig heiter . . . .

Plötzlich hört der Dichter zu beiden Seiten neben sich leise Tritte. Erschreckt blickt er auf und sieht mit Grausen sowohl zu seiner Rechten als auch zur Linken einen Mann. Beide gleichen ihm selbst bis aufs Haar; nur erscheint der rechte hell, der linke dunkel.

Ob auch der rechte schöner und umflossen
Vom Lichte schien, dagegen stets umgeben
Von Nacht sich wies der linke der Genossen:
So schienen Beide doch dasselbe Leben
Und Beide, die, wie ich, nicht fortgegangen,
Beschaut' ich lang' mit Angst und innerm Beben.

Entsetzt fragt er schließlich, wer sie seien. Der helle Mann sagt ihm darauf, sie seien Teile von seiner „Selbstheit". In des Dichters Kinderjahren hätten sie beide in ihm gewohnt unter seiner, des Guten, Leitung. Jetzt aber beanspruche der Dunkle die Herrschaft:

[1]) Tieck und Wackenroder. Herausgegeben von Jak. Minor. Deutsche National-Litteratur. 145. Bd., S. 90.

Drum sind wir nun hervorgetreten Beide,
Zu fragen dich, wer auf das Reich verzichten
Und wem es fürder bleiben soll — Entscheide!"

Er aber sagt, sie möchten es unter sich ausmachen. Sie sind einverstanden, und der Kampf beginnt. Der „Verklärte" stürzt und fleht den Dichter um Rettung. Dieser jedoch flieht die „grause Stätte." Doch immer noch ertönt der Hilferuf des Guten. Da kehrt er endlich um:

Doch wohl mir — eilend bin ich umgekehret
Und hab' mein bess'res Selbst vom Tod' gerettet.

Das Vorbild für dieses Gedicht ist in Chamissos „Erscheinung" zu suchen:

Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finst're Nacht . . . .

Als der Dichter heim kommt, sieht er an seinem Pulte eine Gestalt stehen, die er selbst ist. Nach heftigem Wortwechsel mit dem Gespenst bezeichnet sich der Dichter als einen, der stets treu und mutig nach dem Wahren getrachtet habe; jener aber höhnt ihn:

Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?

Da unterliegt der Dichter.

Allerdings sieht man, daß der Gehalt der beiden Gedichte verschieden ist; denn während es sich bei Chamisso um das Doppelgängermotiv handelt, haben wir es bei Dreves wohl mit dem Zweiseelentum, dem guten und bösen Geist der Volkssage oder dergl. zu tun. Trotz alledem ist anzunehmen, daß dem Gymnasiasten das Chamissosche Gedicht vorschwebte, da einmal die äußere Situation sehr ähnlich ist und sich anderseits auch manche wörtlichen Anklänge finden. Vor allem ist die Technik der in beiden Gedichten vorkommenden

Zwiegespräche ganz gleich. Die direkte Rede wird nämlich immer ganz kurz ohne Verbum eingeführt.

Dreves:	Chamisso:
Darauf der rechte Mann im lichtern Kleide	Drauf ich entrüstet:
Drauf ich voll Unlust zu den beiden Wichten:	Und er:
„Es sey!" darauf der Andre —	Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:

Ferner scheint Dreves den Stoff zu seiner dritten Romanze, das Motiv von der verratenen Müllerin, bei Chamisso gefunden zu haben. Das Gedicht beginnt ähnlich wie dessen „Müllerin":

Die Mühlenflügel treibt der Wind,
Die Müllerin sitzt heim voll Harm . . .

Die weitere Durchführung erinnert allerdings kaum noch an Chamissos knappe Darstellung. Beim Lesen der dritten Strophe z. B. kann man sich eines Lächelns nicht erwehren:

Die Mühlenflügel treibt der Wind,
Die Müllerin zu'm Mägdlein spricht:
„O trau' der Mutter, liebes Kind,
Und traue keinem Manne nicht . . ."

Von den noch hie und da verstreuten Anklängen an Chamisso ist am interessantesten die Entlehnung eines kleinen Refrains. In dem Chamissoschen Gedicht „Polterabend", wo die Alte noch Hochzeit feiern will, aber zu Grabe getragen wird, heißt es:

Nein, die Alte will noch freien,
Nein, sie will, vor Thoresschlusse,
Humpeln noch mit lahmem Fuße,
Und um welchen Preis es sei,
Ei, ei!
Noch ein Tänzlein oder zwei.

Und Dreves, der seinem Liebchen versprochen hat, nicht zu tanzen, zu trinken und zu küssen, bittet sie, ihn von

diesem Zwange zu lösen, weil Fastnacht sei. Sie läßt sich erweichen:

„Nun, es sey!
Tanz' ein Tänzchen — oder zwei."

Sicher klang beim Niederschreiben dieser Zeilen dem Gymnasiasten der Refrain des Chamissoschen Gedichtes in den Ohren. —

Der Einfluß Platens auf Dreves ist in der Hauptsache rein formal. Der Gymnasiast schulte sich an seinen glatten Versen; vor allem lernte er von ihm die Behandlung fremder Maße. (Sonette, Ghaselen.) Daß Dreves Platen aber innerlich fern stand, daß er besonders seine Freundschaftsgedichte nicht liebte, geht aus dem 15. Sonett hervor. Man vergleiche dieses mit dem 56. Sonett von Platen.

Dreves:	Platen:
Zwar Dichter giebt es, welche wissen wollen,	Die Liebe scheint der zarteste der Triebe,
Daß treue Freundschaft zarter sey als Liebe,	Das wissen selbst die Blinden und die Tauben,
Die dieser Neigung einzig, diesem Triebe	Ich aber weiß, was wen'ge Menschen glauben,
Die schönsten Blüthen ihres Geistes zollen . . .	Daß wahre Freundschaft zarter ist als Liebe.

In einem Punkte allerdings stimmt Dreves mit Platen überein, in dem verbitterten Gefühl seiner Erhabenheit über die verständnislose Menge. Eines der Gedichte, die diese Stimmung atmen, zeigt auch wörtliche Anklänge an Platen.

Dreves:	Platen:
	Ich möchte . . . . .
Ach, ich möchte gern den Fesseln,	. . . . .
Gern der Sorgen mich entziehen	Der ird'schen Schwere mich entziehn,
Und, wie giftgeschwollne Nesseln,	Vom reinen Element geschaukelt,
Jede Menscheninnung fliehen.	Die schuldbefleckten Menschen fliehn.
. . . . .	

Wie der Schwan auf feuchten Bahnen
Furcht behaglich seine Kreise,
Möcht' ich auf den Wellen kahnen,
Ohne Zweck und Ziel der Reise;

Wiegend mich auf blauem Bette,
Horchen nur des Calmus Säuseln,
Tändelnd nur des Spiegels Glätte
Mit dem Blatt der Rose kräuseln.
. . . . . .
Nur von Oben anzuschauen,
Wie am Bach die Lämmer weiden,
Wie ihr Nest die Schwalben bauen,
Bräutlich sich die Mädchen kleiden. . .

Nur selten an das Ufer streifen,
Doch nie entsteigen meinem Kahn,
Nach einer Rosenknospe greifen
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne sehn, wie Herden weiden,
Wie Blumen wachsen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben schneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu . . . .

Was im besonderen den Ausdruck „Menscheninnung fliehen" bei Dreves angeht, so ist er ganz sicher von Platen übernommen. Bei diesem heißt es einmal:

Im Geiste strebe zu entfliehn
Den Schranken dieser Menscheninnung . . .

Das Drevessche Gedicht ist übrigens noch dadurch merkwürdig, daß es auch den schon erwähnten Anklang an den „Divan" („Oder hin zu'm reinen Osten") enthält. Wir sehen also wieder einmal, wie auf ein Gedicht des Gymnasiasten zwei verschiedene Dichter eingewirkt haben.

Auch die überlegenen Worte des Schlußsonettes mahnen an Platen.

Dreves:

Euch wird doch nicht vor jenen allzu stolzen,
Geschwätz'gen Krittlern,
Jugendliche! bangen . . .

Platen:

Geschwätz'gen Krittlern
gönne du die Kleinheit,
Bald dies und das zu tadeln und zu loben . . .

Was nun die weiteren Anklänge angeht, so ist zunächst an Platens bekanntes vierzeiliges Ghasel von der schwankenden Lilie zu denken, das Dreves im 24. Ghasel nachahmt.

Dreves:	Platen:
Wie lieblich, wenn ein lauer West die Pinie, die schlanke, wiegt, Und sie, als ob des Wiegens froh, das Blätterhaupt, das schwanke, wiegt.	Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her, Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her: Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund, Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her!
Wie lieblich, wenn auf stillem See, von grünem Schilfe rings umwogt, Am ungeseh'nen Blüthenstamm die Lilje sich, die blanke, wiegt.	
. . . . .	
Und wenn — so wähnt mein trunken Herz, von deinem Anschaun süß berauscht — Dein Lockenköpfchen hin und her ein wonniger Gedanke wiegt.	

Dasselbe Bild bringt Dreves noch in verschiedenen anderen Gedichten, z. B.:

Es wiegt ein süßer Gedanke
Das Köpfchen her und hin . . .

Das ist wieder einmal ein Beweis für Dreves' Skrupellosigkeit. Die ebengenannten, ganz sicher auf das Platensche Ghasel weisenden Verse stehen nämlich in dem schon erwähnten, ebenso sicher von Heine beeinflußten Gedicht von dem Nachbarstöchterlein, dessen Auge zu fragen scheint: Was willst du, fremder Mann?

Charakteristisch für den jungen Reimschmied Dreves ist es, wenn er in seinem „Abendlied" von Platen jene ganz kurzen Verse übernimmt, bei denen er so recht seine formale Gewandtheit spielen lassen kann. Diese an sich recht liebenswürdigen Zeilen verlieren aber wieder jeden Wert, wenn wir bemerken, daß sie zum großen Teil von Platen abgeschrieben sind.

Dreves:	Platen:
. . . . .	
Kaum empfunden,	Wo sich gatten
Schon entschwunden,	Jene Schatten
Fliehen Stunden	Über Matten
Jedes Tag's.	Um den Quell,

Aber gatten
Licht und Schatten
Sich zu'r matten
Dämmerung . . . . .

Wo bei Rosen,
Um zu kosen,
Skabioson
Blühend steh'n . . . .

Reich an losen
Hagerosen,
Kommt zu kosen,
Brüder, schnell!

Kaum gefunden,
Schon umwunden,
Schon verbunden,
Weiß ich, wie? . . . .

Interessant ist das Gedicht „Lätitia Buonaparte". Es ist ohne Zweifel in Anlehnung an ein Gedicht Söltls, das sich im Musenalmanach für 1835 fand, entstanden. Das Versmaß jedoch erinnert stark an Platen.

Dreves:

In der Stadt der sieben Hügel
scharrt man einen Todten ein;
Wessen ist die bleiche Hülle, wen
verbirgt der schwarze Schrein?
Ach, es ist die alte Löwin, die des
Leuen Kraft geboren,
Welcher deinen Thronen allen einst,
Europa, Sturz geschworen.

Auf der Vorzeit Trümmerfällen
ging sie klagend lang' umher,
Sah hinaus nach Ost und Westen,
sah vom Kapitol auf's Meer,
Fragte jede hohe Welle, die sich
brach am Tiberstrande,
Ob sie keine Botschaft brächte neuer
Schmach und neuer Schande.

Wie einst frischen Glückes Kunde
brachte jeder West und Ost,
Brachte später jede Welle eine neue
Trauerpost,
Bis des Leides Maß gefüllet, weil
von allen ihren Söhnen
Wen'ge nur noch übrig, keinen
mehr der Herrschaft Zeichen krönen.

Söltl:

Auf der Roma Welten Trümmern
Wandelt eine Fraungestalt,
Wie die Löwin um die Söhne
Forschend sucht durch Berg und
Wald;

Schaut vom Kapitol hernieder,
Schaut hinaus ins öde Meer,
Und die weissen Locken flattern,
Und ihr Blick sinkt Wehmuth schwer.
. . . . . .
Und sie sah mit Lust und Bangen
Ihres Hauses Sonnenglanz,
Sah um aller Söhne Scheitel
Blühen und verblühn den Kranz . .

Und so saß sie, starr vor Schmerzen,
schon seit vielen Jahren da,
Träumt' von Sieg und Kaiser-
krönung, träumte von Sanct
Helena,
Bis die weißen, weichen Locken,
bis das müde Haupt sich senkte
Und ein milder Friedensbote
ihr des Himmels Palme schenkte.

Es finden sich noch manchmal ganz zufällige Anklänge an Platen. Man vergleiche folgende Verse miteinander:

Dreves:	Platen:
Reife Frucht den Durst uns stillt In des Sommers schwülen Zeiten, Doch die ungereifte füllt An den Gaum mit Bitter- keiten.	. . . Du füllst mein Herz mit brennendem Verlangen Und meinen Gaumen an mit Bitterkeiten.

Es erscheint fast gesucht, hier, wo der Inhalt der beiden Gedichte ganz verschieden ist, eine Beziehung herstellen zu wollen. Aber wir kennen den jungen Dreves in dieser Hinsicht und wissen, daß ihm viel im Ohr klingt, was er dann ganz unorganisch verwendet. —

Auch von Lenau übernimmt der Gymnasiast Verse. Es verletzt unser Gefühl, die wunderbaren Worte des fünften Schilfliedes in einem Drevesschen Gedicht entwertet zu sehen.

Dreves:	Lenau:
Auf dem Teich, dem sturm- bewegten, Malt sich nicht des Himmels Glanz, Denn sein Bild es wird zertrümmert In der Wogen wildem Tanz.	Auf dem Teich, dem regungs- losen, Weilt des Mondes holder Glanz, Flechtend seine bleichen Rosen In des Schilfes grünen Kranz.
Aber auf dem regungslosen Weilet gern sein Angesicht, Schauend seiner goldnen Rosen Nieder- wiederstrahlend Licht.	

Ein anderes Gedicht klingt ebenso stark an Lenau an.

Dreves:	Lenau:
Denn es zeigt in Himmelsreinheit,	Weinend muß mein Blick sich senken;
Mit Entzücken mich zu tränken,	Durch die tiefste Seele geht
Jenes süße Bild der Deinheit	Mir ein süßes Deingedenken,
Mir ein stilles Deingedenken.	Wie ein stilles Nachtgebet! —

Einmal lenkt Dreves seine Blicke sogar nach dem Auslande, indem er (allerdings mit Angabe seiner Quelle) Burns nachahmt. Das eine von diesen zwei Gedichten ist eine ganz hübsche Übersetzung von Burns' „Red, red rose“:

Mein Lieben gleicht der Ros' im Mai,
Wenn sie der Knosp' entsprang,
Mein Lieben gleicht der Melodei
Von sanftem, süßem Klang . . . .
. . . . . .
Ade, Ade! Auf kurze Zeit
Zieh' ich, mein Schatz, von hier;
Doch, zög' ich tausend Meilen weit —
Ich kehrt' zurück zu dir.

Das zweite („Trinklied“) ist eine verkürzte Wiedergabe des „Auld lang syne“ von Burns. Sonstige Anklänge an diesen sind nicht zu finden. Jedenfalls kannte der Gymnasiast den schottischen Dichter überhaupt nicht und fertigte seine beiden Lieder nur nach Übersetzungen, die ihm zufällig in die Hände gekommen waren. —

Schließlich ist noch zu sagen, daß das bunte Gemisch der „Lyrischen Anklänge“ dadurch noch bunter wird, daß sich darin auch Spuren antiken Einflusses bemerkbar machen. Nicht als ob sich in der Sammlung viele Gedichte mit klassischen Motiven oder Metren fänden. Was die Form angeht, so sind eine sapphische Ode und ein paar Distichen die einzigen antiken Maße. Der Stoff dieser Gedichte aber ist durchaus nicht antik. Umgekehrt verhält es sich mit dem Gedicht „Der Musenzögling“ (Nach Horaz). Hier erkennt man das Vorbild leicht in der Ode „Musis amicus“; aber die Form ist nicht Horazisch:

Günstling der Musen,
Geb' ich den schnellen
Winden und Wellen
Gram und Verdruß . . .

Wenn man also doch von einem Einfluß der Antike spricht, so ist das nur so zu verstehen, daß Dreves seine Gedichte gern mit lateinischen Wörtern aufputzt. Es gibt ganze mit lateinischen Ausdrücken vollgepfropfte Gedichte, denen man deutlich ansieht, daß sie nur aus der spielenden Freude an der Form (besonders am Reim) entstanden sind. Charakteristisch dafür sind fünf von den „Sicilianen," von denen wenigstens eine angeführt sein mag:

Mir träumt': ich ständ' auf Roma's Kolisee
Und, fahren wollend nach Gallicien,
Hätt' ich zu'r Hand den Augurstab und sähe
Mich um nach günstigen Auspicien.

Da sah ich fern ein Schifflein auf der Seee,
Darauf du fuhrest nach Cilicien.
Ich fuhr dir nach, allein ein böses Wehe
Verschlug mein Fahrzeug nach Phönicien.

In ähnlicher Weise wirtschaftet Dreves auch mit orientalischen Ausdrücken. Übrigens enthalten die „Lyrischen Anklänge" einen ganzen orientalischen Cyklus. Unter der Überschrift „Sulamith" (1835) bringt der junge Dichter 16 Liebeslieder, die im wesentlichen den Inhalt des Hohenliedes behandeln. Die Form dieser Gedichte ist sehr mannigfaltig und jedesmal ziemlich geschickt der ganzen Stimmung angefühlt. So sind z. B. die Distichen von Nr. 4 von großer Leichtigkeit.

Gerne vergleich' ich dich, Freundin, an Pharao's Wagen den Rossen,
Schmückt dir die Perle die Stirn, ziert die Coralle den Hals.
. . . . . .

Der Freund singt der Freundin sein Liebeslied zur Zither:

Komm, meine Freundin, du süße, du feine,
Siehe, der Winter schon ist er entfloh'n.
Nirgends mehr rauschet der Regen, am Reine
Blühen die Blümlein, die bläulichen, schon.

Freude! Die Zeit des Gesangs ist gekommen;
Hast du das Girren der Taube vernommen
Und der Cicade dumpfschwirrenden Ton?

Daß nun in diesen, dem Hohenliede nachgebildeten Gedichten sich ein Anklang an Heine findet, ist sicher überraschend.

Darum, weil ich so braun bin,
Seht mich nur scheel nicht an,
Das hat mit ihren Strahlen
Die Sonne ja gethan. —

Wir haben im Laufe der Untersuchung gesehen, wie sorglos der junge Dreves bald diesem, bald jenem Vorbild folgt und wie skrupellos er z. T. seine unerlebten Poesien aus den Versen anderer Dichter zusammensetzt. Wir können daher den „Lyrischen Anklängen" keinen objektiven Wert beimessen. Etwas anderes ist es, wenn man vom Standpunkte des Knaben aus, der seine Gedichte neben den Schularbeiten fertigt, den rastlosen Fleiß und die große Belesenheit anerkennen muß. --

Vigilien.

Zu Ostern 1836 bezog Dreves die Universität Jena, um Jurisprudenz zu studieren. Im Wintersemester 1836/37 vertauschte er Jena mit Heidelberg, wo er, obgleich er sich während seiner ganzen Studienzeit eifrig mit Poesie beschäftigt hatte, bereits am Ende des Jahres 1838 den juristischen Doktorgrad erwarb. Als er Anfang 1839 in die Heimat zurückgekehrt war, stellte er einen neuen Band Gedichte zusammen, der noch in demselben Jahre unter dem Titel „Vigilien. Nächtliche Lieder" bei H. B. König in Bonn erschien. Diese Gedichte stellen also den poetischen Ertrag der Studentenzeit dar.

Zugleich mit Dreves war Hermann Kuns,[1] ein andrer Hamburger, als Theolog nach Jena gekommen. Die beiden Landsleute schlossen bald eine innige Freundschaft, die für den jungen Dichter recht bedeutsam werden sollte. „Beide Freunde", heißt es bei Kreiten,[2] „scheinen Mitglieder desselben Studentenvereins gewesen zu sein, den Dreves in einem Brief an den Freund einmal die ‚Wucherei' nennt.[3] Noch kurz vor seinem Tode erzählte er einem andern Freunde, wie sie in ihrer Verbindung einen Schweizer gehabt, dem sie den Kneip- oder Cerevisnamen ‚Uri-Stier' gegeben hätten, und der sie mit seiner Schweizer Aussprache höchlich amüsirt habe. Dabei sei es auch geschehen, daß sie einst im jugendlichen Uebermuth das Vaterunser travestirt hätten." Kreiten erzählt ferner, daß Dreves einst wegen plötzlicher Krankheit sich aus dem Kreise der Freunde,

[1]) Kreiten bemerkt S. 32, Fußnote 3: „Da von seiten der Verwandten des Freundes die Nennung des wirklichen Namens nicht gewünscht wurde, geben wir ihm denjenigen, mit welchem Dreves selbst ihn am häufigsten bezeichnete."

[2]) S. 33.

[3]) Die „Wucherei" war ein Haus, in dem viele Studenten wohnten.

die das Weihnachtsfest begingen, wegstehlen mußte, was zu dem Gedichte „Der neunte Becher“ (1836) Veranlassung gab,[1]) und daß der junge Student Beziehungen zu dem „Sänger an der weißen Elster“ (Friedrich Schottin) pflegte. „Im übrigen sind uns keinerlei Einzelheiten aus den drei Jenaer Semestern überliefert.“[2]) Hier scheinen gewisse Tatsachen unterdrückt zu sein. Der Dichter soll in Jena ein Duell gehabt haben, das für den Gegner tödlich ausging.[3]) Dreves selbst erwähnt in seinen Briefen nie etwas davon;[4]) auch in den Gedichten findet sich nirgends ein deutlicher Niederschlag dieses Ereignisses. Höchstens könnte man in den Worten

Eine Linde im Winde
Die wiegt sich und biegt sich,
Rauscht schaurig und traurig,
Ich weiß wol: warum?

einen Hinweis auf den Schauplatz des Duells erblicken.

Auch von dem Heidelberger Aufenthalt ist uns wenig überliefert. Eine der Erinnerungen aus dieser Zeit (Selbstmord eines in Heidelberg studierenden Griechen) fixierte Dreves poetisch in den Gedichte „Metaxas.“[5]) Wichtiger ist, daß der Dichter bald nach seiner Ankunft („wenn ich nicht irre, am Feste aller Heiligen“[6])) zum erstenmale einen katholischen Gottesdienst besuchte, den er bis dahin nur aus dem „Gang nach dem Eisenhammer“ und „Mortimers farbenreicher Schilderung“[7]) kannte. „Doch war das, was mich dahin zog, noch ausschließlich jene romantisch-luftige Begeisterung, wie sie

[illegible]

[1]) Vgl. auch die Anmerkung auf S. 173 der Vlg.

[illegible]

[illegible] gewiesen gewesen. Auf meine Anfrage beim Universitätsgericht Jena schrieb man mir: „Ein Pedell, der beauftragt war, nach den Akten zu suchen, meldet, daß er Nichts habe finden können.“

[illegible] Der erhaltene Briefwechsel datiert allerdings erst seit 1843; vielleicht enthielten frühere Briefe etwas darüber.

[5]) Vgl. Vlg. S. 143 ff.

[6]) Rosenthal, S. 331.

[illegible]

uns in Wackenroders ‚kunstliebendem Klosterbruder' entgegentritt; von der Kirche und ihrem Dogma, ja vom Christenthume überhaupt wußte ich sehr wenig. Meine Religion war die Poesie und in ihr gab es, so meinte ich, kein anderes Sittengesetz, als den Takt jener phantastischen Tanzmusik, nach der meine Seele, wie eine übermüthige Tänzerin, wild umhersprang, ohne je befriedigt zu werden, immer dürstend nach einem unbekannten Etwas, das ich stets vergeblich ersehnte und von dem mir doch eine gewisse Ahnung sagte, daß ich sie [1]) einst erringen werde. Ich habe dies Gefühl etwas später in der Anfangsstrophe eines Gedichtes ausgedrückt, die folgendermaßen lautet:

Wir Alle kämpfen, ringen,
Und auch ich hab' gerungen,
Aus Nacht und Dämmerungen
Allmählig durchzudringen
Zum wahren Licht, allein
Noch ist mir's nicht gelungen,
Doch werd' ich weiterstreben,
Sollt' auch mein ganzes Leben
Nur Kampf und Ringen sein. [2])

Dazu bemerkt Kreiten: [3]) „Hiermit reimt sich schlecht, was Dreves selbst am 3. October 1845 an P. Fellöcker (s. unten) schreibt, ‚daß er schon seit zehn Jahren [also schon 1835] die Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholizismus gewonnen habe.'" Man braucht indes an diesen beiden sich scheinbar widersprechenden Äußerungen keinen Anstoß zu nehmen. Wenn Kreiten einen Widerspruch darin zu finden glaubt, so liegt das nur daran, daß er zwei aus verschiedenen Zeiten und Verhältnissen stammende Quellen in ihrer Beweiskraft gleich bewertet. Aus den wenigen Briefen von Dreves vor seiner Konversion (1846), aus den Gedichten jener Jahre, sowie auch aus der Selbstbiographie geht hervor, daß der Dichter sicher nicht vor dem Jahre 1844 vollkommen von der Wahrheit des Katholizismus überzeugt war. Die abweichende

[1]) Soll wohl „es" heißen.
[2]) Rosenthal, S. 331 ff.
[3]) S. 36, Fußnote 1.

Meinung der Stelle aus dem erwähnten Briefe erklärt sich einfach daraus, daß Dreves, als er sich in schwerer innerer (und auch äußerer) Not an Fellöcker wandte, diesen noch gar nicht persönlich kannte. Was ist nun natürlicher, als daß er im ersten Gefühl der neuen Wahrheit das dunkle Sehnen und Drängen, das ihn allmählich zum Katholizismus geführt, dem Geistlichen gegenüber, der ihm zum Übertritt behülflich sein soll, als eine Zeit schon der kirchlichen Überzeugung darstellt? Außerdem sind „zehn Jahre" eine runde Zahl, die man nicht buchstäblich am Kalender nachrechnen darf.

Wichtiger als diese Frage ist uns das Zeugnis der angeführten Stelle der Selbstbiographie von der zerissenen Stimmung des Studenten Dreves. Der Verfasser der „Lyrischen Anklänge" war uns ja trotz gelegentlicher schmerzlicher Anwandlungen ganz heiter erschienen. Jedenfalls konnten wir den meisten dieser zerfahrenen Klagen einer unbestimmten Sehnsucht, die sich bald hinauf in den Äther, bald in den Wald, bald ins Grab, bald in den Orient wünschte, keine tiefere Berechtigung zusprechen. Anders ist es jetzt. Der Student ist in der Tat recht ernst geworden, und jene Worte von dem unbefriedigten Suchen und Dürsten werden noch durch manche andere Zeugnisse bestätigt. Das Gedicht „Freundesworte" (1836) mit seiner Anmerkung läßt uns einen tiefen Blick in Dreves' Seele tun:

. . . . Aber Winter blieb es immer
Und das Herz blieb immer krank,
Zweifelnd sprach ich: Werd' ich nimmer
Zwingen diesen Schmerzensdrang?
Dieses Etwas überwinden
Das an meinem Leben frißt?
Doch du sprachst: Das wird sich finden
Wenn der Schnee geschmolzen ist.

Dazu berichtet der Dichter folgendes:[1]) „Dies Gedicht ist wol ohne Commentar verständlich. Bemerken will ich nur, daß das Göthische Distichon

‚Wer will denn Alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.'

[1]) Vig, S. 176.

zum Grunde liegt, an welches dem [sic] oft Trübgestimmten der gemeinte Freund im langen Winter 1836 öfters zu erinnern pflegte."

Was nun Dreves quält, ist nicht mehr, wie in den „Lyrischen Anklängen," eine gegenstandslose Sehnsucht, die selbst nicht weiß, was sie will, sondern es ist viel bestimmter der Gegensatz zwischen dieser und jener Welt, zwischen dem kleinen, nüchternen Leben und einem höheren und edleren Sein. Des Dichters Seele sucht sich zu wehren gegen das Amstaubekleben, gegen das Versinken im Gemeinen und Alltäglichen. Bezeichnend dafür ist z. B. das Gedicht „In der Postkutsche" (1837), das uns übrigens nach all der unerlebten Gymnasiastenreimerei sympathisch berührt, da es aus einem Erlebnis hervorgegangen ist:

Die Rosse ziehn im kurzen Trabe,
Das Rad am schweren Wagen singt,
Der mich und meine leichte Habe
Stets weiter fort vom Liebchen bringt.

Der Dichter ist sicher, daß sie an ihn denkt;

Doch ob sie unter solchem Volke,
Wie dies hier, wol den Liebsten wähnt,
Das zu ihm spricht aus einer Wolke
Von Tabaksdampf und schnarcht und gähnt.

Ach nein, das ahnet sie mit nichten;
Mich aber packt ein kalter Graus
Vor diesen blöden Angesichten —
Halt, Schwager, halt, ich steige aus.

Vor allem scheint den Dichter die Erkenntnis von der Nichtigkeit des sinnlichen Lebensgenusses gequält zu haben. Sein heißes Blut treibt ihn hinein ins bunte Gedränge der Welt, und in vollen Zügen will er ihre Freuden genießen. Aber der fieberhaften Erwartung entspricht keine rechte Befriedigung. Mitten in der höchsten Lust schrillt plötzlich eine schreiende Dissonanz:

O wie ist das Leben schal,
Das mir nahm, wonach ich strebte . . . . .

Und so genießt der Dichter nicht naiv und unbefangen, sondern grübelnd und reflektierend. Kaum hat er gierig eine Freude errafft, so ist sie ihm auch schon als eitler Dunst wieder zergangen, und er erkennt, daß nicht im Genuß die Befriedigung liegt, sondern daß erst ein höheres Streben dem menschlichen Leben seinen Wert gibt. Für diesen Kampf zwischen Genuß und Entsagen, zwischen Sinnlichem und Sittlichem haben wir ein beredtes Zeugnis in den „Vier Sonetten aus einem ungedruckten Roman" (1838). [1]

I.

Unwissend wie ein Kind streckt' ich die Hand
Nach einer Blume, voll von gift'gen Düften,
Nach einem Vogel, flatternd über Klüften,
Nach einer Frucht an eines Abgrunds Rand.
Und eine Natter barg ich im Gewand,
Folgt' einem Irrlicht, tanzend über Grüften,
Schlang meine Arme um Sirenen-Hüften
Und hielt für Himmelslicht der Hölle Brand.
Und also war mein Aug' umflort, daß ich
Von einem Munde, der mir heimlich fluchte,
Glaubt', daß er spräch' ein still Gebet für mich.
Ich war so blind, daß selber das Verruchte
Wie Heil'ges mir erschien und wonniglich
Der Teufel, der da kam und mich verfluchte.

Im zweiten Sonett erzählt der Dichter, wie er die Hölle als ein blondes Weib umarmt, da er glaubt, sie sei von Gott gesendet. Doch einmal, als ihn um Mitternacht ein böser Traum erweckt, reißt er ihr die Larve vom Antlitz und sieht „Statt Gottes Ebenbild ein gräßlich Thier."

[1]) Aus den handschriftlichen „Neueren Gedichten." — Diese vier Sonette wurden, wohl weil sie ein tiefstes inneres Bekenntnis enthalten, in keiner Gedichtsammlung veröffentlicht. Von dem Roman selbst hat sich in Dreves' Nachlaß nichts gefunden. Vielleicht ist er identisch mit einer Novelle, von der Eichendorff mehrmals in seinen Briefen spricht. Unter dem 22. Februar 1850 schreibt er an Dreves: „Sie schrieben einmal von einer projectirten Novelle oder Novellenmärchen, auf das ich mich insgeheim schon sehr verspitzt hatte. Ist es beim Projecte geblieben? Das wäre doch sehr Schade!" Es scheint allerdings beim Projekt geblieben zu sein.

III.

Ich weiß es wohl, mir wäre recht geschehen,
Hättst du, o Gott, statt gnädig zu erfassen
Die Hand des schon Versinkenden, mich lassen
In meiner Sünden Blüthe untergehen.
Langmüthig hast du es mit angesehen
Vier Monde lang, wie ich durch alle Gassen
Dem bösen Geist gefolgt und den Grimassen
Der Hölle nicht vermocht zu widerstehen . . . .

Im vierten Sonett fragt sich der Dichter: Wer hat dich gerettet?

Nein, wahrlich, wahrlich nicht aus eig'ner Kraft
Hast du gelöst die schimpflichsten der Bande,
Hast du aus bodenlosem Pfuhl der Schande,
O mein bethörtes Herz, dich aufgerafft.
D'rum, weil du nicht aus Lug und Trug und Wahn
Dich selbst befreien konntest, bet' und wache,
Daß nimmer sie zum zweitenmal dir nah'n . . . .

Wir kommen also bei der Betrachtung des Innenlebens des Dichters zu folgendem Ergebnis: Er ist gegenüber seiner Primanerzeit viel ernster geworden. Der in den „Lyrischen Anklängen" sich ganz leise vorbereitende Zwiespalt hat sich verschärft und tritt uns als eigenes, innerliches Erlebnis entgegen: Unbefriedigt von den so heiß gesuchten sinnlichen Genüssen, sehnt sich der Dichter nach einem höheren, wahren Genuß, nach einem Lebensideal.

Diese größere Intensität des Gefühls konnte natürlich nicht ohne Einwirkung auf die Formgebung der Gedichte bleiben. Kreiten (S. 44) sagt: „Der Gesamteindruck dieses Bandes von 176 Seiten Octav ist schon ein bedeutend reiferer; die ‚Anklänge' machen dem Selbständigen Platz; die Form füllt sich sichtlich mit Lebensinhalt." Wenn wir diese Worte vielleicht auch etwas abschwächen müssen, so finden wir doch bisweilen ganz selbständige Töne in dem Buche. Das sorglose Herumwirtschaften mit literarischem Eigentum wenigstens hat ganz sicher aufgehört, und wenn der Student auch noch oft in fremde Spuren hineingerät, so fühlt man doch, daß er meist nicht (wie früher) reimt, eben bloß um zu reimen, son-

dern daß er den Ausdruck für sein eigenes Gefühl oft nur mit den Wendungen anderer Dichter findet. Ehe wir nun in die Betrachtung dieser fremden Einflüsse eintreten, müssen wir, um Dreves gerecht zu werden, einiger Gedichte gedenken, die eine gewisse Selbständigkeit verraten. Das Gedicht „Helene" lautet:

Es tragen bei des Morgens erstem Schein
Zwei hagre Männer einen schwarzen Schrein,
In ihm des kalten Todes kalte Beute.
Sie schreiten schweigend durch des Friedhofs Thor,
Es folgt kein Klagender, es wallt kein Flor,
Kein Chorgesang ertönt und kein Geläute.

Wer ist es, dessen letzte Stunde schlug?
Ein Musensohn — Wie, und kein Fackelzug,
Kein langer Schwarm begleitender Genossen?
Ist's auch mit dieser Sitte schon vorbei?
Mit nichten, Freund, nur gönnt's die Polizei
Selbstmördern nicht — der da hat sich erschossen.

Und folget keiner dem entseelten Leib?
Nicht Einer? Sieh' am Grabe steht ein Weib,
Gram im Gesicht, doch lautlos, ohne Klagen.
Die Träger fleht sie an: „O hebt vom Schrein
Noch einmal mir den Deckel." Mag es seyn!
Sie können ihr die Bitte nicht versagen.

Sie neigt sich auf des Todten Angesicht
Und durch des Auges schwarze Wimpern bricht
Die lang zurückgehaltne, bittre Thräne:
O bleicher Mund, du kaltes Unterpfand
Dess', was die Lippe bebend nie gestand,
Dein letztes Wort, dein Liebstes war: Helene!

Ihr Bildniß noch auf die durchbohrte Brust
Legt sie ihm hin und geht. Ob in der Lust
An ihrem Schmerz sie rauh die Träger hindern?
Ob ihr ein Engel warnend ruft: Entflieh!?
Hinweg vom Grab sich wendend, eilet sie
Zu ihrem Gatten heim und ihren Kindern.

Man wird das Gedicht kein Meisterwerk nennen; aber es ist in seiner herben Knappheit wohl einer Erwähnung wert.

Dreves bemerkt dazu: [1]) „Da dieses Gedicht nicht jedem Leser durchgängig verständlich seyn könnte, weil es, ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, sich auf ganz specielle Verhältnisse eines verblichenen Freundes bezieht, so bitte ich, es als ein Bild zu betrachten, als welches es doch vielleicht nicht ganz ohne Werth seyn möchte."

Auch die Liebesgedichte sind jetzt weniger ein bloßes Phantasiespiel als früher. Im Jahre 1837 klagt Dreves:

Ade, mein liebes Herz
Ade, mein süßes Leben,
Ich sprech' es aus mit Schmerz,
Ich sprech' es aus mit Beben:
Ade, Ade, mein Herz.

Auf Nimmerwiedersehn!
Ich mögt' vor tiefem Leiden,
Vor tiefem Schmerz vergehn,
Ade, wir müssen scheiden
Auf Nimmerwiedersehn.

Ade, mein süßes Lieb,
Ich kann nicht weiter sprechen,
Vergieb mir, o vergieb,
Das Herz will mir zerbrechen,
Ade, Ade, mein Lieb! [2])

Wir sehen also, wie Dreves jetzt aus innerem Erlebnis heraus manches ganz selbständige Gedicht schafft. Dabei fällt uns auf, daß er nie fröhliche Ereignisse, sondern stets nur trübe poetisch fixiert. Der junge Dreves, in dessen Studententagen die lustigen Streiche durchaus nicht fehlten, hat uns keine kecken studentischen Töne gesungen! Und dieses Dichters schwermütigstes Lied zählt jetzt zu den beliebtesten Kommersliedern in Jena, ein Beweis dafür, daß die alte kühn wagende Sehnsucht und die unbefangene, rücksichtslos schäumende Freude an Wein und Liebe, wie wir sie im Studentengesang der Jahre von etwa 1770 bis 1820 finden, in der zweiten Hälfte

[1]) Vig, S. 173. Vom künstlerischen Standpunkt aus sind diese Prosakommentare, die Dreves seinen Gedichten beifügt, allerdings zu verwerfen.

[2]) G[1], S. 57.

des neunzehnten Jahrhunderts einer reflektierenden, krankhaften Sentimentalität gewichen sind.

Der junge Dreves, den es zwischen leidenschaftlichem Sinnesrausch und seltsamer Himmelssehnsucht hin und herwarf, fühlte sich vor allem zur deutschen Romantik hingezogen. Und auch diese Anregungen verwertete er bisweilen ganz glücklich. Es mögen zur Orientierung wenigstens zwei Gedichte angeführt sein. Wohl auf der Wanderschaft nach Jena entstand das „Posthorn:"

Schon will die Nacht verblühen,
Ein Posthorn tönt von fern,
Da hören seine Klänge
Eine Blume und ein Stern.

Der Stern spricht leis zur Blume:
Hörst du den süßen Ton,
Und hast nicht Lust zu wandern?
Schau her, ich wandre schon!

Recht selbständig ist auch das Gedicht „Der Gestorbene" mit seiner innigen Beseelung des Waldes, seiner tiefen Sehnsucht nach der wunderbar lebenden und webenden Natur und den seltsamen Beziehungen des Menschen zu jener geheimnisvoll schimmernden romantischen Traumwelt:

Mir träumt', ich läg' im Schatten,
In Waldeseinsamkeit,
Zwei friedliche Bäume hatten
Mit Blüthen mich beschneit.

Die Quellen stürzten rauschend
Hervor aus felsigtem Schacht,
Der Mond bestrahlte lauschend
Die dämmerhelle Nacht.

Die Nixen im Weiher schlangen
Sich Rosen in's duftige Haar
Und ihre Lieder klangen
Unendlich wunderbar.

Vom Himmel ein Sternlein tauchte,
Ein müdes, in die Kluft,
Und Gottes Odem hauchte
Lind durch des Waldes Duft.

Da war mir's, als hätt' ich vernommen
Den Wald, der rief darein:
Wohin mag wol gekommen
Mein junger Sänger seyn?

Da wollt' ich rasch mich heben,
Doch merken sollt' ich bald,
Daß nicht im Grase eben,
Im Grabe mein Aufenthalt.

Meist aber zeigt die Romantik des Studenten die deutliche Einwirkung Eichendorffs. Daß Dreves von diesem Dichter beeinflußt ist und daß er das auch selbst erkannte, geht aus dem Briefe hervor, den er als Begleitschreiben zu dem Manuskript seiner Gedichte, das Eichendorff durchsehen sollte, unter dem 15. Februar 1848 an diesen schickte.[1]) Es heißt darin:

„Was ich, da Sie selbst es zur Genüge bemerken werden, wohl kaum zu erwähnen brauchte, ist: daß, wenn meine Poesien irgend ein Vorbild gehabt, Sie selbst dieses Vorbild sind. Die meisten Lieder, die ich seit 1836 niedergeschrieben (wo ich als Student zuerst ein Buch von Ihnen, „Ahnung und Gegenwart", während einer Krankheit las und darüber ohne weiteres gesund ward), werden Sie daran erinnern, und mir persönlich sind gerade diese Lieder die liebsten." —

Wir finden in den romantischen Poesien der „Vigilien" vier Eichendorffsche Stimmungsbilder nachgeahmt.

1. Helle, prächtige Sommernacht. Tiefe Stille. Weit draußen im Lande tönt ein Horn, und seine Klänge wecken heiße Sehnsucht in des Dichters Brust.

Diese Stimmung atmet das 1837 entstandene Gedicht „Trugbilder", das man als ein blasses Abbild der Eichendorffschen „Sehnsucht" bezeichnen kann.

[1]) Mitgeteilt aus dem Nachlasse Eichendorffs. („Aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff. Briefe und Dichtungen. Im Auftrag seines Enkels Karl Freiherrn von Eichendorff herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Wilhelm Kosch. Köln, 1906. Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.")

Dreves:

Ich fuhr allein im Wagen
In mondbeglänzter Nacht,
Da sah ich die Alpen ragen
In ruhig schöner Pracht;
Das Alphorn hört' ich klingen
So heimlich, süß und bang
Und Hirten jodeln und singen
Das stille Thal entlang . . . . . .

Eichendorff:

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang . . . . . .

2. Wunderbare nächtliche Waldeinsamkeit; fernab liegt die Welt. Die Stille wird wieder, wie beim ersten Bild, durch die Kontrastwirkung einiger vertrauter Geräusche besonders fühlbar gemacht: Leise rauscht der Wald, drunten gehen die Ströme.
Im Jahre 1838 singt Dreves von verlorener Liebe. Eines dieser Gedichte, das erst in die Gesamtausgabe (S. 326) aufgenommen wurde, ist charakteristisch für die soeben gezeichnete Stimmung:

O Liebe, Lust und Lieder,
Du schöne goldne Zeit,
Wie liegt ihr nun so weit!
Es steigt die Nacht hernieder
Und Alles decket wieder
Die alte Einsamkeit.

Ob alle Welt auch schliefe
Es rauscht doch fort der Wald
Und mit Gebrause schallt
Der Strom aus seiner Tiefe,
Mir ist's, als ob er riefe:
„Ich harre dein, komm' bald!"

3. Der Wald liegt in dämmerndem Glanze; aus den Gründen funkelt's verführerisch; verworren gehen die Bäche. Fernes Wetterleuchten. Ein schwüler Zauber irrt durch des Dichters Brust; diesmal sind es insbesondere die Augen eines Weibes,

die so zauberisch funkeln.

Es mag hier ein Gedicht angeführt sein, das, 1837 entstanden, erst in die nächste Sammlung als Nummer VI der „Stimmen durch die Nacht" aufgenommen wurde. Es mahnt stark an Lotharios Nachtgesang in „Dichter und ihre Gesellen."

Dreves:	Eichendorff:
Wunderbar aus Waldesschlunde	Wetterleuchten fern im Dunkeln,
Steigt Gewitternacht empor,	Wunderbar die Berge stehn,
Schatten ziehen über'm Grunde	Nur die Bäche manchmal funkeln,
Und der Wolken finst'rer Chor;	Die im Grund verworren gehn,
Nein, es ist nicht Waldesdunkeln	Und ich schaue froh erschrocken
Was mich so verworren macht,	Wie in eines Traumes Pracht —
Deine tiefen Augen funkeln,	Schüttle nur die dunklen Locken,
Deine Augen, schwarz wie Nacht.	Deine Augen sind die Nacht.

Wir sehen hier im Gegensatz zum vorigen Bilde die Natur nicht treu und gut, sondern schwül und verlockend: ein echt romantischer Zwiespalt! In der nächsten Strophe des Dreveschen Gedichtes blitzen die Augen

Wetterleuchtend durch die Nacht.

Man wird dabei an den Schluß von Eichendorffs „Abend" erinnert, wo dem Dichter leise Schauer

Wetterleuchtend durch die Brust

schweifen.

4. Der schwüle Nachtzauber ist verschwunden; kühl greift der keusche Morgenwind in die Brust, Jagdhorn und Lerchengeschmetter ertönen im Frühsonnenschein. Das Bild ist durchweht von frischer Wanderlust.

Von dieser Stimmung ist das im Frühjahr 1836 entstandene bekannte Gedicht „Waldandacht" erfüllt. —

Eine ähnliche Mondlandschaft wie in dem ersten Bilde, nur etwas blasser, stellt uns das Gedicht „Heimkehr" (1837) dar:

Liebe, stille Heimathgegend,
O wie schön im Mondenstrahl
Liegst du vor mir ausgebreitet
Drunten in dem engen Thal.

Ach, es rinnen heiße Zähren
Von der Wange mir herab,
Denn mir ist, als müßt' ich sterben,
Seit ich dich gesehen hab'.

Moses, als er lang' gezogen
Durch der Wüste heißen Sand,
Mußte sterben auf dem Hügel,
Der ihm wies sein Heimathland.

Dieses Gedicht ist für unsere Untersuchung darum wichtig, weil es auf die ganze nächste Entwicklung von Dreves' Poesie, soweit sie von Eichendorff beeinflußt wird, hinweist. Wenn nämlich eingangs gesagt wurde, daß Dreves' Sehnen jetzt nicht mehr so unbestimmt und verschwommen gewesen sei wie in den „Lyrischen Anklängen," daß vielmehr ein Verlangen nach einem Edleren und Höheren in seiner Seele gelebt habe, so stellt sich hier dieser Zug nach oben künstlerisch als Sehnsucht nach der „Heimat" dar. Wir fühlen, daß die Heimat, die der Dichter nicht erreichen zu können glaubt, mehr ist als eine irdische. Es ist ein Ruf der Seele nach Erlösung aus dem wilden Leben, ein Verlangen nach einem künftigen, besseren Sein, das dem Dichter sehr oft mit der Sehnsucht nach den stillen Tagen der reinen Kindheit zusammenfließt. Für dieses Gefühl des Sichnachhausesehnens fand nun Dreves den richtigen Ausdruck mit Eichendorffschen Wendungen, und so begegnen uns, besonders in der nächsten Sammlung, wo diese Stimmung noch stärker zutage tritt, häufig Gedichte, die von einer ganz Eichendorffisch gefärbten Heimatsehnsucht durchweht sind. —

Interessant ist ferner das im Jahre 1838 (wohl beim Abschied von Heidelberg) entstandene, aber erst in die „Schlichten Lieder" aufgenommene Gedicht „Valet", das, mag auch der Inhalt erlebt sein, starke Anklänge an Eichendorffs „Trennung" zeigt. Besonders die letzte Strophe ist recht unselbständig.

Dreves:	Eichendorff:
. . . . .	
Ja, hat sich erst einmal der Wind gewendet,	Da wendet auf den Feldern sich der Wind,
Plötzlich Gewölk den Himmel überzogen,	Die Vögel hoch durch Nebel ziehn nach Haus;
Der Wandervogel meint das Fest geendet,	Es wird so still, das schöne Fest ist aus . . . .
Ist in die Ferne gleich davon-geflogen.	
Sein banges Lieb, wohin's den Blick auch sendet,	
Sieht sich vom falschen Lenz ver-wirrt, betrogen,	
Bleibt still daheim mit seiner Lieb' und Treue,	
Den Fernen aber faßt zu spät die Reue.	

Stark an Eichendorffs „Ständchen" erinnert schließlich noch das „Frühlingslied eines armen Exstudenten."

Dreves:	Eichendorff:
Ich sitze allein und verlassen,	Auf die Dächer zwischen blassen
Die Lampe verdrossen brennt,	Wolken scheint der Mond herfür,
Und draußen auf der Gassen	Ein Student dort auf der Gassen
Pfeift lustig ein Student.	Singt vor seiner Liebsten Thür.
. . . . . [1]	. . . . .

Der junge Dreves, der eifrig seinen Eichendorff studierte, hatte nun auch ein lebhaftes Interesse für das Volkslied. Daß er sich während seiner Studentenzeit mit dem Wunderhorn beschäftigte, sehen wir aus dem (erst 1839 entstandenen, aber wohl am besten hier zu betrachtenden) Gedichte: „Des Knaben Wunderhorn." [2]

Es war in einer jener alten Städte,
Drin Thurm an Thurm und Kirch' an Kirch' sich drängt,
Wo einst an einem Frühlingsabend späte
Auf hohem Roß in's Thor hineingesprengt
Ein Knabe kam, viel muntre Weisen singend
Und hoch ein Waldhorn in den Händen schwingend.

[1]) SL, S. 95.
[2]) SL, S. 193 ff.

Auf weitem Marktplatz stieg vom Roß er nieder
Und blies in's krummgewundne Horn mit Macht,
Da hallten rings die alten Mauern wieder
Und lust'ge Lieder durch die stille Nacht,
Die Mädchen lauschten an den Fensterbogen,
Dem Sänger mehr noch als dem Lied gewogen.

Jeden Abend kommt der Knabe wieder, und seine Klänge gehen von Mund zu Mund. Doch als die Störche wegziehen, ist auch der Sänger verschwunden. Bald hat man ihn vergessen:

Es gab des Neuen ja so viel indessen,
Ganz andre Weisen wurden aufgespielt,
Wie sollt' man da gedenken noch des Knaben
Und seiner einfach-schlichten Liedergaben!

Nach langer Zeit — „Lenz war es wieder" — kommt spät abends durchs Tor der Stadt ein Greis. Seine Wangen sind tiefgefurcht, aber seine Augen blitzen wie Wetterleuchten. Auf einem krummen Horne bläst er wundersame Töne in stiller Nacht, doch niemand achtet sein. Nur ein Ritter und sein Liebchen folgen den Klängen, die so neu und doch so altvertraut, wie aus ferner Jugendzeit, an ihr Ohr dringen. Da finden sie den Alten:

„Wer bist du?" fragt das Ritterfräulein sacht,
Da blickt der Greis sie an, halb ernst, halb sinnig:
„Der Knabe mit dem Wunderhorne bin ich."

Wir verstehen den Dichter! Auch er lauschte einst sinnend den Klängen, die jene beiden Romantiker dem deutschen Volke aus alten Tagen wiedererweckt hatten. Aber die Zeit war inzwischen anders geworden: Nicht konnte man mehr über alten Liedern träumen; in hartem, politischem Ringen galt es zu kämpfen für eine bessere und glücklichere Zeit. Und so mochte denn am Ende der dreißiger Jahre der „Knabe mit dem Wunderhorne" nur noch bei jungen liebenden Herzen in stiller Maiennacht einkehren.

Das Gedicht ist übrigens wieder einmal eine ganz erfreuliche selbständige Leistung.

Auf Dreves' Beschäftigung mit dem Wunderhorn weisen auch die im Jahre 1838 verfaßten, erst in die „Schlichten Lieder" aufgenommenen drei Gedichte mit dem Titel „Frommer Soldaten Lieder" hin. Dreves schlägt hier einen recht frischen Ton an:

Soldaten brauchen in der Welt
Nur gute Cameraden
Und einen Feind im offnen Feld,
Wann die Drommeten laden.
Auf Erden giebt's nicht schön're Lust,
Als so, den Freund zur Seiten,
Dem Feind genüber, Brust an Brust,
Auf grüner Haid' zu streiten.
. . . . . .
Kein selig'rer Tod ist in der Welt,
Als muß, daß Schwert in Händen,
Auf grüner Haid ein wack'rer Held
Sein junges Leben enden.

Nicht minder keck ist das zweite der Gedichte:

Den Flamberg aus der Scheiden,
Am Eisenhut den Kranz,
Wol auf der grünen Haiden
Zum lust'gen Hochzeitstanz!

Im dritten bricht ein stark nationales Gefühl hervor:

. . . . . .
Woll'n, tummelnd uns auf grüner Haid,
Dem Feinde keinen Fingerbreit
O Deutschland, von dir lassen.

Ein in Anlehnung an den süddeutschen „Schwalbenspruch" verfaßtes Gedicht, eine Paraphrase des bekannten Volksliedes „Wenn ich ein Vöglein wär" und das Gedicht vom „Manchandelbaum", dessen Stoff Dreves aus den Märchen der Brüder Grimm geschöpft hatte, sind nicht eben glückliche Nachbildungen volkstümlicher Stoffe.

Einmal wendet sich Dreves sogar dem italienischen Volksliede zu, indem er das „Tu sei quel dolce fuoco", das er

aus Kopischs „Agrumi“ kannte [1]) (und das schon Goethe zu seinem „Nachtgesang“ angeregt hatte), in deutschen Versen bearbeitet. Er schließt sich dabei inhaltlich viel enger an die Vorlage an als Goethe, bei dem die Anlehnung nur mehr formaler Art ist.

Schließlich verwendet Dreves einmal als Motto jene alte Frage, die wir auch in Goethes „Trost in Tränen“ wiederfinden:

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Und gar nicht einmal lachst? [2]) —

Neben Eichendorffschen und volksmäßigen Tönen machen sich in den „Vigilien“ nun auch Anklänge an Goethe bemerkbar. Da ist vor allem der Prolog zu erwähnen, in dessen erstem Teile uns Dreves den Namen der Gedichtsammlung erklärt:

Vigilien, so nenn' ich meine Lieder
Weil du sie schufest, heil'ge Mutter Nacht,
Die ich am Schreibpult oft herangewacht,
Dem Schlaf gebietend meiner Augenlieder.

Wie wir hier einen Anklang an den Faustmonolog bemerken, so vernehmen wir auch in dem in Terzinen abgefaßten zweiten Teile des Prologs Töne, die vom Faust beeinflußt sind:

In steter Ruhe muß ein Herz erkalten,
Das Leben einzig ist des Geistes Amme,
Mit seinen bunten, wechselnden Gestalten.

Geläutert wird der Mensch in seiner Flamme,
Und auch der Dichtung Epheu kann sich ranken
Allein empor an seinem grünen Stamme.

Wie es den Bäumen, die im Sturm nicht wanken,
An Früchten fehlt, so fehlt es auch den Seelen,
Die nie geirrt, an reifenden Gedanken.

Drum will ich lieber mich zu jenen zählen,
Die zwar nach Schönheit und nach Wahrheit streben,
Die doch auch gern gestehen, daß sie fehlen.

[1]) Vig, S. 170: „Vergl Kopisch: Agrumi S. 3, woselbst auch eine wörtliche deutsche Uebersetzung zu finden.“

[2]) Vgl. dazu Wunderhorn, S. 135 und 136.

Denn Alles wird uns wohl in jenem Leben,
Der Zorn des Mörders und die List der Diebe,
Nur nicht Gedankenlosigkeit vergeben.

Drum hab' gewagt ich mich in's Weltgetriebe,
Hab' ihre Lust und ihren Schmerz ertragen,
Hab' ihren Haß geschmeckt und ihre Liebe . . .

Ferner wendet Dreves in dem Gedichte vom Wasserneck auch die Balladentechnik des alten Goethe wieder an:

Im flüsternden Schilfe, im grünen Versteck
Da singet zur Harfe der Wasserneck,
Es tanzen rings um ihn die Wellen,
Es neigen sich lauschend die Bäume all',
Es schweiget im Haine die Nachtigall,
Nur schwirrend noch kreisen Libellen.

Sehr interessant ist schließlich noch das Gedicht „Röschens Klage":

In der Kammer
Fließt des bleichen,
Thränenreichen
Röschens Jammer.

Wer die Schmerzen
Könnte fühlen,
Die mir wühlen
Tief im Herzen;

Würd' erschauern
Und nicht wagen
Zu versagen
Sein Bedauern;

. . . . .

Gieb der armen
Schmerzensreichen
Nur ein Zeichen
Von Erbarmen . . . .

Dazu bemerkt Dreves: [1]) „Wenn Röschens Klage etwas an Gretchens ‚Meine Ruh' ist hin' erinnern sollte, so möge mich meine Vorliebe für dieses reizende Gedicht entschul-

[1]) Vig, S. 171.

digen . . . ." Diese Anmerkung ist für unsere Untersuchung wichtig. Indem sich Dreves nämlich wegen einer Ähnlichkeit seines Gedichtes mit einem anderen entschuldigt, zeigt er, daß er seit seiner Gymnasiastenzeit als Dichter gewissenhafter geworden ist, daß sich sozusagen sein künstlerisches Gewissen inbezug auf literarisches Eigentum geschärft hat. Höchst seltsam erscheint es uns allerdings dabei, daß das Gedicht an Gretchens „Meine Ruh ist hin" erinnern soll. Davon kann keine Rede sein. Es klingt vielmehr im Wortlaut an die Verse an, die Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa, Blumen in die Krüge steckend, spricht. Schließlich ist noch zu sagen, daß es eine ziemlich oberflächliche Auffassung verrät, den erschütternden Monolog Gretchens ein „reizendes Gedicht" zu nennen. —

Es fehlt in den „Vigilien" auch nicht an Heinischen Tönen, und diese Gedichte sind wohl die am wenigsten ernst zu nehmenden. Denn wenn auch das „blutende Herz", wie sich aus der Betrachtung von Dreves' Innenleben in jener Zeit ergibt, vielleicht weniger eine billige Phrase ist als in den „Lyrischen Anklängen," so findet sich doch in der vorliegenden Sammlung wieder eine Anzahl von Gedichten, denen kein Erlebnis zugrunde liegt und die man bloß als Phantasiestücke in Heines Manier bezeichnen kann. Zu bemerken ist dabei nur, daß der orientalische Aufputz schwindet, wie denn überhaupt der Dichter in den „Vigilien" alle fremde, bunte Staffage aufgibt.

Wie Heine, so träumte auch Dreves „einst von wildem Liebesglühen," wie uns das Motto vor der Abteilung „Liebestraum" zeigt. In dem Gedichte „Vergänglich" fragt er:

Hast du das flammende Herz auch gesehen?
Hast du gesehn, wie es blutet und bricht?

Und in „Warum?" heißt es, an Heine anklingend:

Mein Herz verblutet,
Mein Herz zerbricht,
Allein: weswegen? —
Erforsch' es nicht.

An die Reimereien der „Lyrischen Anklänge“ erinnert etwa ein Gedicht wie:

Fülle schwarzer Locken wallet
Um der Liebsten süßes Haupt,
Die mir ihrer Blicke Leuchten,
Ihres Mundes Lächeln raubt.

O ihr bösen, schwarzen Locken,
O verhüllt mir länger nicht
Meiner Liebsten klares Auge,
Meiner Liebsten Angesicht.

O ihr bösen, schwarzen Wolken,
Zeigt ihr Thränenregen an?
Theilt euch, daß ich meine Sonne,
Meinen Himmel schauen kann.

Und wenn Heine in dem Gedicht vom „schönen Fischermädchen“ sein Herz mit dem Meere vergleicht, das manche Perle birgt, so heißt es bei Dreves ähnlich:

Ich bin die Perlenmuschel,
In meines Busens Haus
Wahr' ich die schönste Perle
Und geb' sie nicht heraus.

Die Perl' ist deine Liebe,
Sie macht die Brust nicht schwer,
Mit ihr durchzieh' ich selig
Das weite, öde Meer.

Sehr interessant ist das Gedicht von der „Marmorbraut:“

Im dunklen Busch am Wasserfall,
Da flötet ihr Lied die Nachtigall,
Da duften die Blumen in stiller Pracht
In der schönen, lauen Maiennacht.

Am Wasserfall ein Knabe liegt,
Um's Haupt sich die blonde Locke wiegt,
Mit der Locke spielt der Welle Schaum;
Was weiß der von des Knaben Traum?

Was weiß die Welle von Weh und Luſt?
Er ſingt ein Lied aus tiefer Bruſt,
Er ſingt es träumend in ſich hinein
Von Liebesſehnen und Liebespein.

Ob auch nicht die Welle ſein Lied verſteh',
Verſteht's doch die marmorne Waſſerfee,
Die ſteiget herunter vom mooſigen Stein
Und ſetzt ſich zu ihm auf den blumigen Rain.

Wol ſtaunend der ſingende Knabe erbleicht,
Wie das ſteinerne Bild hernieder ſteigt,
Wie der kalte Arm ſeine Schulter umſchlingt,
Wie die weiße Bruſt aus dem Schleier dringt.

Willſt holder Knabe mein Buhle ſeyn?
Dir will ich mein Herz, meine Liebe weihn,
Dich will ich hegen an meiner Bruſt,
Dich will ich pflegen mit Liebesluſt.

Wie ſoll ich ruhn in deinem Arm,
Iſt doch dein Buſen nicht weich, nicht warm?
Wie ſoll ich ſchaun dir in's Auge gern,
Fehlt doch deinem Auge der Augenſtern?

Doch hört nicht die Nixe was ſträubend er ſpricht,
Sie zieht ihn an ihre Seite dicht,
Sie drückt ihn an's Herz gewaltſam feſt,
Auf ſeinen Mund ihre Lippen gepreßt.

Da wird dem Knaben ſo weh, ſo bang,
Nicht widerſteht er des Weibes Drang,
Er koſtet mit ihr in der mondlichten Nacht,
Die himmliſchen Freuden, die Liebe erdacht.

Doch wie der erſte Stern erbleicht,
Sich ſteinern wieder die Nixe zeigt,
Und wie erglommen das Morgenroth,
Iſt auch der Knabe bleich und todt . . . . . .

Das Gedicht iſt ſtark von Heine beeinflußt. Beſonders wird man an deſſen Traumbilder und das Gedicht von der Meerfrau erinnert. In Dreves' Anmerkungen heißt es:[1] „Zum beſſern Verſtändniß dieſes Gedichtes vergleiche man, was Heine in ſeinen ‚Elementargeiſtern' (Salon. III. B.S. 212—248)

[1]) Vig, S. 172 ff.

von den altgriechischen Gottheiten sagte, die nach der Meinung des Volkes noch immer in Wäldern und den Ruinen alter Tempel wohnen, wo sie des Nachts in reizender Gestalt von ihren Postamenten herabsteigen, um irgend einen arglosen Knaben oder verwegenen Gesellen zu bethören und zu verlocken." Wurde also Dreves durch die erwähnte Abhandlung von Heine wohl zu dem Gedichte angeregt, so stand er auch bei seiner Ausführung stark unter dem Einfluß von dessen Poesie. Dreves fährt in seiner Anmerkung fort: „Auch vergl. man Jos. v. Eichendorf's wunderliebliche Novelle ‚die Marmorbraut'." Er meint damit jedenfalls die Erzählung „Das Marmorbild." Dreves' Gedicht unterscheidet sich aber von der Eichendorffschen Novelle dadurch, daß der Knabe dem Liebeszauber erliegt, während er dort durch die Töne eines alten, frommen Jugendliedes errettet wird. Schließlich erkennen wir an einer Stelle des Gedichtes auch den skrupellosen Verfasser der „Lyrischen Anklänge" wieder; denn wer wollte leugnen, daß die Zeile

Willst holder Knabe mein Buhle seyn?

ein Nachklang aus dem „Erlkönig" ist?

Auch in das Traumland folgt Dreves seinem Vorbild. Wir finden in den „Vigilien" eine Strophe, die stark an eine bekannte von Heine anklingt, wenn sie auch dem Geiste nach von dieser abweicht.

Dreves:	Heine:
O selig, wer nicht denket, Er träumt den schönsten Traum, Er stirbt, er wird versenket Und merkt es selber kaum.	Sie trennten sich endlich und sahn sich Nur noch zuweilen im Traum; Sie waren längst gestorben, Und wußten es selber kaum. —

Bisweilen erinnert in den „Vigilien" ein trüber, wehmütiger Ton an Kerner. Vergleichen wir nur einmal das Gedicht „Weinende Blumen" mit dessen „Stillen Tränen."

Dreves:	Kerner:
Es war noch früh' am Morgen, Die Veilchen auf der Au' Sie trugen in den Aeuglein, Den blauen, Thränenthau.	Du bist vom Schlaf erstanden Und wandelst durch die Au, Da liegt ob allen Landen Der Himmel wunderblau.
Da sprach ich: Liebe Blumen, Was quält euch denn so sehr? Wo kommt euch losen Kindern Der Thränenregen her?	Solang du ohne Sorgen Geschlummert schmerzenlos, Der Himmel bis zum Morgen Viel Tränen niedergoß.
Da sprach der bleichsten Eine: Wir bringen so wie du, Am Tage fröhlich scheinend, Die Nacht mit Weinen zu.	In stillen Nächten weinet Oft mancher aus den Schmerz, Und morgens dann ihr meinet, Stets fröhlich sei sein Herz.

Auch das Motiv von dem Herzen, das nur tönt, wenn man es schlägt, scheint Dreves von Kerner übernommen zu haben.

Dreves:	Kerner:
Einer Glocke drum vergleichen Kannst du mich, die nur erklingt, Wenn sich mit gewalt'gen Streichen Gegen sie der Hammer schwingt. („Abschied von Heidelberg", 1838.)	Einer Glocke zu vergleichen Ist des Sängers armes Herz, Soll's in Harmonie ertönen, Muß es leiden Schlag und Schmerz ....

Bei diesen schmerzlichen Klagen gerät Dreves auch einmal in einen Platenschen Ton hinein.

Dreves:	Platen:
Du bist so trübe, Du bist so stumm, Du schleichst alleine, O sprich: warum?	Ich schleich' umher Betrübt und stumm, Du fragst, o frage Mich nicht, warum?

Damit sind wir am Schlusse der Betrachtungen über die fremden Einflüsse in den „Vigilien" angekommen. Fassen wir das Ergebnis noch einmal kurz zusammen:

Da der Inhalt dieser Poesien erlebter ist als der der „Lyrischen Anklänge", so ist auch die Formgebung reifer, d. h. jene skrupellose Reimerei nach bestimmten Mustern, jene Reimerei um ihrer selbst willen, hat aufgehört. Wenn nun auch immerhin noch die wenigsten der Gedichte als selbständig bezeichnet werden können, der Student vielmehr sehr oft von anderen Dichtern beeinflußt ist, so ist es doch, im Gegensatz zu den Gymnasiastenversen, meist sein eigenes Erlebnis, das er, wenn schon in übernommenen Formen, darstellt.

Der Grundzug der Gedichte ist eine große Sehnsucht, die sich einmal daseinsfreudig nach dem bunten, flutenden Leben, nach Sinnenlust und Sinnenrausch richtet; anderseits, bald unbestimmter, bald deutlicher, nach Ruhe der Seele, nach stillem Herzensfrieden, nach der Heimat. Die Gedichte, die dieses letztere Gefühl zum Gegenstande haben, weisen meist auf Eichendorff hin, während sich in den übrigen alle möglichen anderen Anklänge (Goethe, Heine) finden. — —

Schlichte Lieder.

Nach Beendung seiner Studien ließ sich Dreves im Jahre 1839 in Hamburg als Advokat nieder. Da er keine große Praxis erwarb, blieb ihm genug Zeit, sich im germanischen Recht weiter auszubilden, mit vaterstädtischen Fragen sich zu beschäftigen und vor allem auch zu dichten. Noch 1839 verfaßte er ein zweiaktiges Lustspiel („Der Lebensretter"), das 1841 als Manuskript gedruckt wurde. Erst im Jahre 1868 erschien das Stück für die Öffentlichkeit.[1]) In dem Vorwort (Juli 1867) zu dieser zweiten Ausgabe heißt es: „Es ist fast ein Menschenalter verflossen, seit ich im Jahre 1839 dies kleine Lustspiel niederschrieb, bei dem mir kein anderes Vorbild zu Gebote stand, als die noch ungetrübte Fröhlichkeit meines eigenen Herzens." Dazu bemerkt Kreiten (S. 54): „Diese Fröhlichkeit hielt aber, wenn sie wirklich vorhanden war, nicht lange vor, wenigstens wenn wir den Gedichten glauben dürfen die vielleicht mit und seit dem ‚Lebensretter', d. h. von 1839 – 1842, entstanden und 1843 bei G. Bödecker in Hamburg unter dem Titel: ‚Schlichte Lieder' im Druck erschienen." Und wir dürfen den Gedichten glauben! Daß die Kämpfe und Sorgen, von denen sie reden, nicht erträumt waren, geht aus einer Stelle der Selbstbiographie hervor. Wenn es sich dabei auch nicht um einen genauen chronologischen Bericht handelt, so bieten doch die Worte des Dichters, die den Zeitraum etwa von 1840 bis 1845 als Ganzes charakterisieren, einen guten Kommentar zu den „Schlichten Liedern:" „Ein großer Vortheil für die Durchführung des von der göttlichen Vorsicht für mich bestimmten Erziehungsplanes war es sicherlich, daß in eben dieser Zeit zum ersten Male der Ernst des

[1]) Der Lebensretter. Lustspiel in zwei Aufzügen von Lebrecht Dreves. Halle, Verlag von G. Emil Barthel. 1868.

Lebens, und zwar in seiner unfreundlichsten Gestalt, an mich herantrat. Mein Vater war ohne sein Verschulden in mißliche pecuniäre Verhältnisse gerathen, in Folge deren, da ihm kein Versuch, neue Erwerbsquellen zu eröffnen, gelingen wollte, mir die drückende Pflicht zu Theil ward, für den Lebensunterhalt meiner Eltern und Schwestern zu sorgen, eine Aufgabe, die, weil sie meine jugendlichen Kräfte, trotz aller angewandten Mühe, nicht selten überstieg, zum öftern eine tief-melancholische Stimmung in mir erzeugte." [1])

Das Leben faßt also den Dichter hart an; gleich einem Riesen dringt es auf ihn ein:

. . . . . .
Und mit dem Riesen rang ich
Manch' heißen Tag allein.

Es ist jedoch nicht nur die Sorge ums Dasein an sich, die den Dichter quält; vor allem scheint es ihm furchtbar, daß diese Sorge das höhere Streben des Menschen vernichtet. Wie ein Schmerzensschrei geht diese Klage durch das ganze Buch. Die Welt, die schon dem Studenten auseinanderzufallen drohte, hat sich dem im Leben stehenden Manne scheinbar unüberbrückbar gespalten. Auf der einen Seite steht das niederziehende Trachten des Menschen, der Kampf ums „Brot", auf der andern das Ringen nach dem Hohen und Ideellen. Grausig nüchtern erscheint dem Dichter dieses ewige Sorgen ums Leben:

Besser in schauriger
Wildniß verderben,
Als in so trauriger
Nüchternheit sterben . . .

Besonders charakteristisch für diese inneren Kämpfe des Dichters ist das in drei Teile zerfallende Gedicht „Lebensnoth." Da möchte er eine „Brücke ins ewige Morgenrot hinüberschlagen", denn

Jeder Abend, jeder Morgen
Bringt er nicht dieselbe Pein,
Nicht dasselbe bange Sorgen
Um ein armes Bischen Seyn?

[1]) Rosenthal, S. 332 ff.

Alles Geistige verzehret
Dieser thierische Bedarf,
Der, was in uns ewig währet,
Unsre Seelen morden darf . . . .

Erschütternd ist der zweite Teil des Gedichtes:

Den Gedanken zu verjagen
Trieb es mich hinaus zum Thor;
Eine Mühle sah ich ragen
Aus dem Erlengrün hervor,
Frieden schien sie mir zu hegen,
Aber, als ich näher kam,
Blickte auch aus ihr entgegen
Mir derselbe blasse Gram;
Räder gingen mit Gebrause,
Schaufeln klapperten darein,
Und darinnen in dem Hause
Wirres Durcheinanderschrein.
Wieder war's dasselbe Härmen,
Wiederum dieselbe Noth,
Wiederum dasselbe Lärmen
Um das kleine Wörtlein: Brod.

Im dritten Teile ergreift den Dichter „mit kaltem Schaudern das namenlose Leid" der Dirne, die zur Nachtzeit ihren Leib feilhält:

Geht und fragt sie: ihre Jugend,
Ihren Leib, ihr Seelenheil,
Ihren Gott und ihre Tugend,
Wofür gab sie alles feil?
Ach, sie wollt' ja gerne tragen
Jede Schande, jede Noth,
Ihrem Hunger zu erjagen
Nur ein Ränftlein trocknes Brod.

In der Stille des Friedhofs drängt sich dem Dichter dieser Gedanke des Gegensatzes der beiden Welten mit besonderer Gewalt auf. Die Geister der Verstorbenen schleichen sich zu ihm heran:

Was suchst du, unbekanntes Wesen,
Durch unsrer Gräber stumme Reih'n,
Soll'n deine bangen Augen lesen,
Daß, deren Leiber hier verwesen,
Einst arm sind oder reich gewesen
Und leicht uns mög' die Erde sein?

O laßt um uns doch euer Klagen,
Ihr, die ihr noch im Staube schleicht,
O glaubt den Geistern, die euch sagen:
Wir ruhen nicht in Sarkophagen,
Uns ist, die wir dem Kleid entschlagen
Des Irdischen, die Erde leicht.

Hier unter der Cypressenlaube
Ruh'n unsre Hüllen, doch nicht wir:
Beerdigt nennt uns euer Glaube,
Ihr aber seid der Erd' zum Raube —
Sei denn, so lang' du klebst am Staube,
O Ird'scher, leicht die Erde dir.

Das edle, auf das Göttliche gerichtete Streben des Menschen wird nun aber nicht nur durch die Sorge ums Brot, die platte Alltäglichkeit, erstickt und vernichtet; es ist vielmehr noch ein anderer Feind zu bekämpfen: Das heiße Genießenwollen, die namenlose Sehnsucht nach der schönen sinnlichen Welt. Dieser Gegensatz zwischen glühendem Lebensdurst und der inneren drängenden Stimme zu herbem Entsagen quält den Dichter nicht minder als jener erste. In einem Frühlingsliede [1]) heißt es:

Ach, in diesen duft'gen Tagen,
Wo die ersten Knospen sprießen,
Wo so rasch die Pulse schlagen,
Wo so sanft die Bäche fließen:

Ach in diesen duft'gen Tagen
Möcht die Brust sich frei ergießen,
Sträubt sich Alles zu entsagen,
Sehnt sich Alles zu genießen.

Ach, in diesen duft'gen Tagen
Laß mich's nicht, o Herr, verdrießen,
Daß mich Wünsche nicht verklagen,
Treu dein Wort in's Herz zu schließen.

[1]) Aus den handschriftlichen „Neueren Gedichten."

Wie sehr Dreves damals auch unter diesem soeben gezeichneten Gegensatze litt, sagt er uns wieder in schlichter Prosa in seiner Selbstbiographie. Anschließend an die Erwähnung des großen Brandes in Hamburg (1842) heißt es da:[1] „Die Feuergluthen des 5. Mai erloschen, nicht aber die immer heißer werdende Sehnsucht meiner Seele nach Erlösung aus dem unendlich trostlosen Zustande meines Innern, den kein auch noch so verführerischer Sinnengenuß mir zu verdecken mehr im Stande war . . . . ."

So hat also der Dichter mit zwei Feinden zu kämpfen: einem äußeren, dem rauhen, alltäglichen Leben, und einem inneren, dem glühenden Drang nach sinnlichem Genuß. Das Motto am Eingange des Buches spricht das deutlich aus:

Ein übermüth'ger Streiter,
Dein Außenfeind, spricht Hohn,
Im Innern dräut ein zweiter
Und sinnt Rebellion.

Hast du gekämpft mit beiden
Vom Früh- bis Abendroth,
Reicht dir, nach so viel Leiden,
Den Siegeskranz — der Tod.

Obgleich nun die Poesie der „Schlichten Lieder" erlebt ist, steht sie in ihrer Formgebung doch stark unter dem Einflusse Eichendorffs. Daß Dreves den Ausdruck für seine inneren Kämpfe mit den Mitteln dieses Dichters fand, ist leicht verständlich. Dieselben Gefühle nämlich, die ihn damals bewegten, jenes Sichemporsehnen aus dem Sinnlichen nach einem Höheren und Göttlichen, durchziehen auch Eichendorffs ganze Dichtung. Nur werden sie bei ihm meist nicht unverhüllt ausgesprochen, sondern zart und innig symbolisiert in der Natur: Der Wanderer zieht am Morgen jubelnd hinaus in die blütenweiße Welt, frei und sorglos. Aber wenn der Abend kommt, da funkeln zauberhafte Gründe, und mit sehnsuchtwildem Gesang suchen ihn die Nixen hinabzuziehen in die schillernde Tiefe. Nach heißem Ringen gelingt es ihm, die verführenden Mächte zu bezwingen und der schönen Sünde

[1] Rosenthal S. 334.

zu entsagen. So ist die Natur in geheimnisvollem romantischem Zwiespalt. Auf der einen Seite stehen die treuen, zum Himmel weisenden Gewalten, auf der anderen die verlockenden und verführenden. Der träumende Wanderer, der in schwüler Sommernacht in schimmernde Gründe lange verwirrt hinabschaut, den aber der vertraute Wald mit seinem morgenfrischen Rauschen wieder zu treuer Liebe und frommem Sinnen mahnt, könnte wohl als ein Sinnbild am Eingange der Werke Eichendorffs stehen.

Diese symbolische Art übernimmt nun Dreves von seinem Vorbild, und so finden wir zunächst einige stark an Eichendorff anklingende frische Wanderlieder. Ein Handwerksgesell singt lustig:

Weil uns lockt der Frühling nun
Und die Welt, die schöne,
Greifen zu den Reiseschuh'n
All' wir Handwerkssöhne.

Wir glauben hier einen von jenen ziellosen, nur von Sehnsucht getriebenen Wanderern Eichendorffs vor uns zu sehen. Oder es treten die bei diesem ebenfalls sehr beliebten Spielleute auf. Das Gedicht „Die Geiger von Prag" beginnt:

Der Frühling schwebt nieder
Ueber Felder und Kluft,
Vom Jubel hallt wieder
Die tiefstille Luft,
Die Ströme nun gehen
Mit munterm Gebraus,
Hohe Wartburgen sehen
In's Land weit hinaus.

Nun nehmen ihre Geigen
Die Spielleut' zur Hand,
Ueber die Berge sie steigen
Musicirend in's Land,
Sie blasen und spielen
Vor manch' lieber Thür,
Viele Blauaugen schielen
Hinter'm Zaune herfür.

Ferner behandelt Dreves folgendes bei seinem Vorbild beliebte Motiv: Die Musikanten bringen in der Frühe vor

dem Gartenzaun der „schönen Frau" ein Ständchen. Sie liegt noch in süßem Schlummer. Durch ihren Traum aber tönen die Klänge der Spielleute, und wenn sie dann erwacht, sind diese schon weit in die morgenhellen Lande hinausgezogen. Diesen frischen (ganz deutlich an Eichendorff anklingenden) Vorwurf zwingt Dreves nun leider in ein recht ungeeignetes Versmaß, in eine (noch dazu gereimte) sapphische Strophe. Dieser Mangel an Stilgefühl, den solch ein gelegentlicher Mißgriff inbezug auf die Form verrät, mahnt uns lebhaft an den Verfasser der „Lyrischen Anklänge." Das Gedicht selbst lautet:

Morgens, wenn die Wälder noch ringsum schweigen,
Nur die Lerchen schmetternd zum Himmel steigen,
Kommen wir Spielleut' durch die Aehrenwogen
Jubelnd gezogen.

Lagern uns, zum Fenster empor zu schauen,
Wo sie wohnt die lieblichste aller Frauen,
An den Gartenzaun auf den grünen Rasen
Nieder und blasen.

. . . . . .

Doch vielleicht, daß sie im Traum uns siehet,
Oder daß durch ihren Schlummer ziehet
Von den Liedern her ein leises Klingen,
Die wir ihr bringen.

Wenn sie dann erwachend hinaus sich dehnet
In den hellen Morgen, vielleicht sich sehnet
Nach des Traumes Klängen, sind wir schon lange
Fern auf dem Gange.

Wieder ein andermal entwirft Dreves, symbolisch auf die Jugend des Menschen deutend, ein Bild des Frühlings, das ganz in Eichendorffs Banne steht.

Dreves:	Eichendorff:
Im Frühling, wenn die Welt, so weit	O Welt, du schöne Welt, du
Mit Blüthenschnee ringsum beschneit,	Man sieht dich vor Blüten
Uns anlacht wie ein ros'ger Traum	kaum!
Und man sie sieht vor Blumen kaum . . .	

Handelte es sich bei diesen Wanderklängen bis jetzt nur ganz allgemein um die Sehnsucht, die hinaustreibt in die schimmernde Welt, so finden sich daneben bei Dreves (und viel häufiger) Sehnsuchtslieder, in denen die schöne, verlockende Ferne mehr oder weniger in einem Gegensatze zur treuen Heimat steht. Zunächst kommt hier ein Gedicht inbetracht, in dem der Gegensatz noch nicht sehr scharf hervortritt. Es wird nur der Zauber an sich, der die Seele mit heimlicher Gewalt ergreift, geschildert, allerdings mit einem leisen Unterton des Verführerischen, Gefährlichen. Dieses Gedicht von der träumerisch-dämmernden Maiennacht mit ihrem seltsamen, üppigen Glanze, das sich ganz in einer bei Eichendorff beliebten Stimmung bewegt, erinnert im besonderen stark an den Gesang der beiden Gesellen aus dem Gedicht „Sehnsucht" und und an das Gedicht „Schöne Fremde."

Dreves:

Ich stand am Fenster alleine
Und wurde zu schauen nicht satt;
Tief unten im Mondenscheine
Welch' eine prächtige Stadt!
Palläste mit Säulenhallen,
Der Kirchen ehrwürdige Pracht
Und träumerisch über dem Allen
Die dämmernde Maiennacht.

Hier auf dem Balkone zu schauen
In schimmernd weißem Gewand
Die wunderschönste der Frauen,
Die flechtet ihr Haar mit der Hand;
Aus ihren Augen, den feuchten,
Ein Strahl herüber mit Macht,
Gleich nächtlichem Wetterleuchten,
Zuckt durch die romantische Nacht.

Dort Gärten und Laubengänge
Voll heimlich flüsternder Ruh',
Voll flötender Nachtigallnklänge
Und rauschende Brunnen dazu,
Phantastisch unter den Bäumen
Stehn Götterbilder von Stein,
Und lächelnd blickt wie in Träumen
Die mondlichte Maiennacht drein.

Eichendorff: Sehnsucht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Eichendorff: Schöne Fremde.

Es rauschen die Wipfel und schauern
Als machten zu dieser Stund'
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.
Hier hinter den Myrtenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was sprichst du wirr wie in Träumen
Zu mir, phantastische Nacht?

Die letzte Strophe erinnert stark an Eichendorffs „Meeresstille:“

Dreves:	Eichendorff:
O wunderbarlich, zu blicken	
In fremde Gegend bei Nacht!	
Mir ist's, als woll' es umstricken	
Die Seele mit heimlicher Macht;	. . . . .
Und was nur im Traume erfunden	Und zackige Thürme im Grunde,
Und sonst nur erblickt wird im Traum,	Wie ich's oft im Traum mir gedacht,
Das alles schau' ich verbunden	Das dämmert alles da unten
Dort unten im nächtlichen Raum.	Als wie eine prächtige Nacht.

Wir haben hier das von Eichendorff gezeichnete (wohl nicht genau der Wirklichkeit entsprechende) typische Italien mit seinen schimmernden Palästen, phantastischen Götterbildern, verschlafenen Brunnen und lauschigen Gärten. Zu erwähnen ist noch, daß die zweite Strophe des Dreves'schen Gedichtes ganz merkwürdig an eine Stelle im ersten Kapitel an Eichendorffs „Taugenichts“ anklingt: „Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offne Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmuthig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen . . . .[1])

Aber die italische Fremde wird ein andermal geradezu als gefährlich bezeichnet. In dem Gedicht „Ritter Tannhäuser“, das für Dreves' damalige Stimmung recht charakteristisch ist, heißt es:

Sei du auf italischem Grunde,
Deutsches Herz, auf deiner Hut.

Mit der Vorstellung der Fremde, des frohen Genusses, verbindet sich bei Eichendorff oft der Gedanke des Vergangenen, des „Zertrümmerten“, „Versunkenen.“ Die alten Götterbilder sind zerfallen; aber wenn der Frühling kommt und heißes Blühen mit ihm, da regt sich in den marmornen Gestalten ein freudiges Begehren, sie werden wieder lebendig, und auch

[1]) Werke, Bd. III, S. 9.

den Dichter ergreift die Sehnsucht nach jener bunten, farbenfrohen Zeit. Dreves' Gedicht von den alten Helden, die der Lenz erweckt, erinnert stark an eine Strophe aus Eichendorffs „Trost."

Dreves:	Eichendorff:
Versunken die hohen Gestalten, Zertrümmert das gothische Thor! Doch bricht aus den Ritzen und Spalten Alljährlich der Frühling hervor.	Im Walde da liegt verfallen Der alten Helden Haus, Doch aus den Thoren und Hallen Bricht jährlich der Frühling aus.

Und weiter heißt es bei Dreves:

Der webt um's alte Gemäuer
Ein grünes Hoffnungskleid
Und überzieht mit neuer
Versunkene Herrlichkeit.

. . . . . .

Dess' freu'n in versunkenen Hallen
Die alten Gesell'n sich der Schlacht,
Ob auch der Lenz überfallen
Hanz heimlich ihr Haus über Nacht.

. . . . . .

Die kaum geborene Blume,
Der Stern am Himmelszelt,
Sie alle reden vom Ruhme
Der alten, versunkenen Welt.

War in den bisher erwähnten Gedichten die Sehnsucht noch nicht so zwiespältig, konnte man aus ihnen das Ringen zweier Mächte als leisen, fast unbewußten romantischen Unterton nur ahnen, so ahmt Dreves sein Vorbild auch in den Gedichten nach, die ganz von vornherein symbolisch aufzufassen sind als ein Kampf zwischen Irdischem und Himmlischem, zwischen Materiellem und Ideellem. Das Irdische ist dabei, wie eingangs gesagt, zwiefacher Natur: entweder die Alltagssorge ums Dasein oder das Aufgehen im verführerischen sinnlichen Genuß. Diese Gedanken stellt nun Dreves, wie Eichen-

dorff, gern dar unter dem Bilde eines Wanderers, den die Nixen der Ferne verlocken, oder in der Einkleidung eines Schiffers, der von den Meerfrauen in die Wellen hinabgezogen wird:

Zieht ein Wanderer am hellen Morgen
In die heit're Ferne, ohne Sorgen
Läßt zurück er seines Vaters Haus,
Tausend Segenswünsche ihn begleiten,
Doch er hört sie nicht, die schönen Weiten
Locken ihn in ihren Duft hinaus.

Und er bleibt nicht auf dem Weg, dem graden,
Seitab nie geahnte Pfade laden,
Kühle Gründe, rauschend wunderbar;
Schwankend zwischen Lust und innerm Grauen,
Treibt es ihn, von dort hinabzuschauen
Nach den Nixen mit dem goldnen Haar.

Unterdeß ist Dämmerung geworden,
Schwindelnd steht er an den steilen Borden,
Will nicht vor und kann zurück nicht mehr;
Warnend steht ein Kreuz im Mondenschimmer,
Doch er sieht es nicht, es zieht ihn immer
Mehr hinab, bald ohne Wiederkehr.

So erblickt oft spät mit Grau'n und Beben
Sich ein Mensch verirrt im schönen Leben,
Kühne Stege lockten allzu sehr,
Bis er mählig irr' und wonnetrunken
In den schimmernden Abgrund gesunken
Und nach Hause find't er nimmermehr.

Diese Heimat ist die schon in den „Vigilien" anklingende Heimat Eichendorffs, die die Sehnsucht nach der verlorenen frommen Kindheit mit der Hoffnung auf das himmlische Paradies zart vereinigt.

Sehr charakteristisch für Dreves' Lebenskampf ist ferner das Gedicht von den „drei Schiffern", das uns die beiden irdischen Mächte in seiner Brust deutlich verkörpert: einmal in dem trägen Philister, bei dem die Sorge um ein behagliches Dasein jede höhere Sehnsucht erstickt, anderseits in dem, der, von den Meerfrauen verlockt, hinabsinkt zum feuchten Grund.

Jener geht an seiner Plattheit zugrunde, dieser an seiner Sünde. In dem dritten aber, der sich mit treuem Sinnen nach der fernen Heimat sehnt, dürfen wir das Ideal des Dichters erblicken. Man muß bei diesem Dreveschen Gedicht an die Eichendorffschen Gesellen denken, von denen der eine als Kohlbauer kläglich verphilistert, der andere aber von den Nixen in die Wogen hinabgezogen wird. Es finden sich bei Dreves auch manche wörtlichen Anklänge an Eichendorff.

Dreves:	Eichendorff:
Es banden drei junge Gesellen Ihre Nachen los am Strand	Es zogen zwei rüst'ge Gesellen Zum erstenmal von Haus . . . .
Hier rührt er seinen Spaten Und ackert früh' und spat, Er bauet junge Saaten, Viel Kohl und viel Salat; Er nimmt ein Weib daneben, Frisch, stark und wohlgenährt, Die weiß zu spinnen, zu weben, Zu kochen und backen am Heerd; Er richtet mit ihr in der Klause Sich ganz behaglich ein	Der Erste, der fand ein Liebchen, Die Schwieger kauft' Hof und Haus; Der wiegte gar bald ein Bübchen, Und sah aus heimlichem Stübchen Behaglich ins Feld hinaus.
Die Meerfrau'n hört er ja singen, Die schon so manchen entführt, Solch' wunderbarliches Klingen Hat nimmer sein Ohr noch berührt.	Dem Zweiten sangen und logen Die tausend Stimmen im Grund, Verlockend' Sirenen, und zogen Ihn in der buhlenden Wogen Farbig klingenden Schlund.
Er sinket hinunter zu ihnen Und wird nicht wiedergesehn. Hervor aber taucht er nach Jahren, Schwarz lieget die Nacht auf dem Meer, Mit langen, schneeweißen Haaren Erkennt er sich selber nicht mehr; Zum Greise geworden so schnelle, Wie fühlt er so matt sich zur Stund, Seine Jugend liegt unter der Welle, Tief unten auf schilfenem Grund . .	Und wie er auftaucht' vom Schlunde, Da war er müde und alt, Sein Schifflein das lag im Grunde, So still war's rings in die Runde, Und über die Wasser weht's kalt.

In immer neuen an Eichendorff mahnenden Bildern stellt Dreves sein Ringen dar. In der „Sestine" vernehmen

wir denselben Ruf nach Erlösung aus dem wilden (und doch so schönen) Leben, wie wir ihn bei Eichendorff so oft in ähnlicher Einkleidung finden:

Ein irrend Schifflein treibt auf nächt'gen Wogen,
Den Strand der Heimath möcht' es gerne finden,
Nach dem es gläubig blickt in alle Ferne,
Doch drohen Klippen und Sirenen locken,
Es braust der Sturm, das Ruder ist zerschlagen;
Nun gilt's um Tod zu ringen oder Leben.

Dies öde, weite Meer bist du, o Leben,
Der Mensch das Schifflein, treibend auf den Wogen,
Der Glaub' sein Ruder; wenn das ward zerschlagen,
Wie soll er da die stille Heimath finden,
Wie soll er schützen sich vor dem Verlocken,
Vor dem Sirenenliede aus der Ferne?

O süße Heimath, wie so weit, so ferne!
Wie ließ ich, ganz verwirrt im schönen Leben,
Von all den tausend Stimmen mich verlocken;
In ein crystallen Schloß tief unter Wogen
Verzaubert, kann ich nicht den Ausgang finden;
Mein Glaub' dahin, mein Ruder ganz zerschlagen.
. . . . . .
O Herr der Wogen! laß mich zeitig finden,
Dem Abgrund ferne, drin Sirenen locken,
Der Welt entschlagen, dich, das ew'ge Leben.

Damit ist nun nicht gesagt, daß das Thema von dem Schiffer, den die Nixen verlocken, nur bei Eichendorff und Dreves zu finden sei. Von Brentano an, der das „Lore-Lay"-Motiv erfand, bis hin zu den spätesten Romantikern ist der Stoff sehr beliebt gewesen; aber dieser klare, stark ins Ethische gewendete Gegensatz zwischen der verführerischen Fremde und der treuen Heimat ist ganz spezifisch Eichendorffisch.

Wie dieses Heimweh sogar durch die Gelegenheitspoesie der „Schlichten Lieder" hindurchgeht, sehen wir an dem Gedichte „An *": Alle Lichter sind auf dem Lebensgange ausgelöscht; doch

Wohl dem, der nach Haus
Auch findet im Dunkeln.

Es ist immer, als höre man Eichendorff reden:

Der Herr wird dich führen . . . .
. . . . . .
Durch Nacht und durch Grau
Gen Morgen, nach Haus —

Oder in dem Cyklus „Auf meines Kindes Tod:"

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fand'st ja längst nach Haus.

Mag nun auch Dreves' Fühlen sich in die verschiedensten Bilder nach Eichendorffs Art kleiden — zumeist ist es doch der deutsche, typisch Eichendorffsche Wald, in dem des Dichters Sinnen und Sehnen sich abspielt. Der Wald ist sein treuer Freund, genau wie er Eichendorffs Freund ist. Zu ihm rettet er sich in seinem Weh, denn der Wald fühlt mit ihm, fühlt seinen Schmerz und seine Freude. Vor allem ist es nun der einsame, nächtliche Wald, in dem der Dichter träumt. Fern ruhen Städte und Dörfer; still liegt die weite Runde.

Dreves:	Eichendorff:
Ferab Dorf und Städte Schlummern schon in Ruh'	Fernab ist die Welt verschwunden . . .
Dann liegt, Gewiegt In Schlaf, so weit, So stumm Ringsum Die Einsamkeit	Waldeinsamkeit! Du grünes Revier, Wie liegt so weit Die Welt von hier!
Im Wald und über Klüften Tiefstille Einsamkeit	

Zu dieser Einsamkeit kontrastiert nun ein geheimnisvolles Rauschen und Flüstern des Waldes. Der Dichter denkt träumend der alten, schönen Zeit, und träumend gibt ihm der Wald seine Sehnsucht zurück.

Dreves:	Eichendorff:
Der Wald nur flüstert leise	Die Wälder rauschen leise Und Ströme tief im Feld.
Nun schlummert rings im Kreise Der Menschen müde Schaar, Der Wald nur spricht noch leise In Träumen wunderbar.	Der Wald ernst wie in Träumen spricht . . .

Auch die Nacht im Walde wird als treue Freundin angeredet:

Wenn wie aus weiter Ferne
Die Nacht in Träumen sprach.

Geheimnisvolle Dinge vertraut sie dem Dichter im stillen Wald.

Dreves:	Eichendorff:
Die Wälder schon schweigen Und nirgends ein Laut; Wol schaute ich gerne Hier unter den Bäumen, Was leis wie in Träumen Die Nacht mir vertraut.	Und es rauscht die Nacht so leise Durch die Waldeseinsamkeit . . . . .

Die Nacht ist gut und still; sie ist der Trost des Menschen nach dem lärmenden Tage.

Dreves:	Eichendorff (im Anschluß an Grimmelshausen):
Schließe fromm die Augenlider, Schöne Welt mit deinem Harm, Freundlich steigt die Nacht hernieder, Ruhe sanft in ihrem Arm . . .	Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!

Ein andermal heißt es bei Dreves, in einem leise nach oben deutenden Sinne:

Und wenn du kommst gegangen,
Du große stille Nacht,
Uns alle zu umfangen,
Gottlob! dann ist's vollbracht.

Der treue Schutz nun, den die Nacht dem Wandrer gibt, wird symbolisch dargestellt, indem sie ihn mit dem „Sternenmantel" oder dem „Sternenkleid" zudeckt. Bei Eichendorff ist das Bild sehr beliebt. Bei Dreves heißt es in dem schon erwähnten Gedichte von der „großen stillen Nacht":

Dann deckst du uns so sacht zu
Mit deinem Sternenschein;
O Nacht, du ew'ge Nacht du,
Wir harren, brich herein!

Ein andermal spricht er von der „Nacht im flimmernden Sternenmantel." Oder es heißt:

Doch wenn die heilige Allmutter Nacht
In ihrem Sternenkleid herniedersteigt . . .

Dieses Gefühl des treuen Geborgenseins im nächtlichen Walde steigert sich nun bei Dreves zu einem persönlichen Verhältnis zu jener Macht, die ihn schützt. Sie verkörpert sich ihm in der Jungfrau Maria. Auch sie deckt den müden Wanderer in der Waldeinsamkeit mit ihrem Sternenmantel zu. Mit diesem Bilde bewegt sich Dreves so recht in Eichendorffs Bahnen:

Dreves:	Eichendorff:
Ungetrübte Ruh' erfüllt mich, Nacht, bei deinem Sternenschein, Denn die Mutter Gottes hüllt mich Still in ihren Mantel ein . . .	O Maria, heil'ge Nacht! Laß' mich nimmer wie die andern, Decke zu der letzten Ruh Mütterlich den müden Wandrer Mit dem Sternenmantel zu . . .
Mutter Gottes breitet Aus ihr Sternenkleid . . .	Die Mutter Gottes wacht, Mit ihrem Sternenkleid Bedeckt sie dich sacht . . . .

Ein andermal heißt es bei Dreves:

Die kühle Nachtluft fächelt,
Heimlich vom Himmelszelt,
Die Mutter Gottes lächelt:
„Wie fromm ist meine Welt,
Da nun, hereingebrochen,
Die Nacht sie decken will."

Bisweilen geht auch Gott selbst durch den stillen Wald, ein Motiv, das bei Eichendorff sehr beliebt ist.

Dreves:	Eichendorff:
. . . . in dieser nächt'gen Stunde, Macht der liebe Gott die Runde . .	Nächtlich macht der Herr die Rund' . . .

Zur treuen Wacht denkt sich der Dichter auch Engel bestellt.

Dreves:	Eichendorff:
Leis flüsternd auf und nieder Geh'n Engel durch's Gefild	
Schlaf' nur, sei nicht bange, Denn die ganze Nacht Halten mit Gesange Englein bei dir Wacht	Die Engel Gott's im Kühlen Getreulich halten Wacht.

Oder Engel fliegen durch die Abendstille.

Dreves:	Eichendorff:
Engel ziehen ob dem Raum Singend durch die stille Luft	Engel Hosiannah singen Nächtens durch die stille Luft . . . .

Wieder ein andermal ist es der fromme Gesang der Mädchen, der des Dichters Seele beruhigt:

Mädchen vor'm Marienbilde
Singen fromm die ganze Nacht.

Wir sehen also, wie Dreves hier von Eichendorff Motive übernimmt, die diesem durch seine Konfession ganz geläufig waren.

Außer der Mutter Gottes und den Englein gibt es nun aber auch noch andere treue Mächte: die Sterne und den Mond. Damit übernimmt Dreves noch eine bei Eichendorff sehr zart ausgebildete Seite der Naturbeseelung.

Dreves:

Der Mond mit treuen Mienen
Steht wach am Himmelsbau . . . .

Denn der Mond, der treue, milde,
Steht getreulich auf der Wacht . . .

Nur getrost erwarte
Du im Wald die Nacht,
Wenn von hoher Warte
Mond herniederlacht,
Wenn sich ihm gesellen
Sterne zu und stellen
Ob dem Wald sich auf die Wacht . . .

Eichendorff:

Wie Wald und Strom im Rauschen
Verlockend Worte tauschen!
Was ist's, daß ich ergrause?
Führt doch aus stillem Hause
Der Hirt die goldne Heerde,
Und hütet treu und wacht . . . . .

Dadurch daß die guten Mächte „auf der Wacht" stehen, wird in diesen Dreveschen Gedichten jener geheimnisvolle romantische Zwiespalt angedeutet, der mehr oder weniger deutlich durch Eichendorffs ganze Poesie geht:

Ruh' in Frieden, unerschrocken;
Wenn der Engel Lied erschallt,
Hat die Nacht nicht mehr Gewalt
Zu verwirren, zu verlocken.

Es mag zum Schlusse noch ein Gedicht angeführt werden, das man geradezu ein Musterbeispiel für Eichendorffsche Dichtung nennen kann („Der Wandermüde.")

Dreves:

Leise rauscht es in den Bäumen
In des Waldes Einsamkeit,
Wo die wilden Bäche gehen
Und verworren wie in Träumen
Reden von der alten Zeit,
Dort mögt' ich noch einmal stehen,
Schauend in die Gegend weit.

Eichendorff:

Es rauschte leise in den Bäumen,
Ich hörte nur der Ströme Lauf,
Und Berg und Gründe, wie aus Träumen,
Sie sahn so fremd zu mir herauf . .

Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen . . .

Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn . . . .

Dreves denkt dann der alten, schönen Zeit:

Einst stand ich an jener Stelle,
Pflückte Blumen mir zum Strauß,

Und da sah ich aus der Ferne
Wie ein rüstiger Geselle
Abschied nahm vom Vaterhaus
Und da dacht' ich: o wie gerne
Zögst du so zum Land hinaus?

Da haben wir wieder den alten Motivkreis: Den „rüstigen Gesellen" lockt es aus dem Vaterhause in die Ferne. Auch den Dichter hat die schöne Welt in ihre Kreise gezogen:

Später hab' ich auch geschlagen
Durch die Welt mich irr' und bang',
Ringend nach dem schönen Glücke,
Das ich wähnte zu erjagen
Und mir dennoch nicht errang,
Bis ich endlich kehrt' zurücke
Matt und müde, arm und krank.

Die Ferne hat ihm gelogen! Die vierte Strophe überrascht uns nicht mehr; sie weist nach der Heimat zurück:

Einmal nur noch zög' ich gerne
Dorthin, wo im Walde tief
Jener rüstige Geselle
Sehnsucht nach der blauen Ferne
Wach in meinem Herzen rief,
Auszuschlummern an der Stelle,
Wo so sanft als Kind ich schlief.

Die Betrachtung des Einflusses Eichendorffs auf Dreves bedarf noch einer kleinen Ergänzung und Modifizierung. Es kann uns nämlich nicht entgehen, daß Dreves das Schwermütig-Sentimentale, das er bei seinem Vorbilde findet, bisweilen ins Krankhafte und Überreizte steigert. Aus dem treuen Erstreben der Heimat bei Eichendorff wird ein trostloses Umhergeworfenwerden, ein angstvolles, unruhiges Suchen nach dem Vaterhause. In dem zur Erinnerung an Rosa verfaßten Gedicht „Nach neun Jahren" (1842) möchte Dreves weinen, doch nicht um sie, die Verklärte,

Nein, nur um mich allein,
Den Irren, Heimathlosen.
. . . . . .

Nacht ist's auf meinem Gang
Dann immerdar geblieben;
Wie irr' hab' ich und bang'
Mich durch die Welt getrieben!
. . . . . .
Nun schwingt von deiner Gruft,
Wie fern von Heimathsglocken,
Ein Klang sich durch die Luft
Und macht mich tief-erschrocken;
Wol schwellt Heimweh das Herz
Den Klängen nachzuschreiten,
Doch ach! es ist verirrt
Schon seit zu langen Zeiten.

Diese trüben Gedichte weisen, besonders wenn darin die Stimmung des Dichters in einen Gegensatz zur freudigen Natur gestellt wird, bisweilen von Eichendorff weg leise nach Kerner hin.

Dreves:	Kerner:
Rother Sonnenuntergang, Rothe Blüthe auf dem Baum! Durch mein Herz, so todesbang, Zieht kein morgenrother Traum.	Ach! des Busens bange Tiefen Kann kein Maienstrahl erhellen!

Einen solchen tiefwehmütigen Klang hat auch das kleine Motto vor den „Liedern der Erinnerung":

Hörst du die Thurmuhr schlagen?
Sie hat denselben Klang,
Der einst in Kindheitstagen
In deine Träume drang.

Nichts macht so sehr erbeben
Inmitten Freud' und Leid,
Als so im späten Leben
Ein Ton aus alter Zeit.

Anklänge an andere Romantiker lassen sich in den „Schlichten Liedern" kaum nachweisen. Der Einfluß Brentanos, von dem Kreiten spricht, scheint problematisch. —

Neben dem überragenden Einflusse Eichendorffs macht sich nun auch der Heines bemerkbar, aus dessen Banne Dreves

sich nie hat befreien können. Wir finden also zwischen den Gedichten voll frommer Heimatsehnsucht auch solche, die eine verbitterte, zersetzende Stimmung atmen. Charakteristisch für das weltschmerzliche Nachgeben gegenüber dem quälenden Leide, für dieses so gefährliche Sichselbstpeinigen und Sichselbstbeobachten ist die „Frühlingsmelancholie“:

Ich mögte so gerne vergessen
Was Alles mich quälet und drängt
Und hab' ach! den Stachel statt dessen
Nur tiefer in's Herz mir gezwängt.

Und das ebenfalls an Heine mahnende Indenvordergrundstellen des allerpersönlichsten Wehs, das mit einer gewissen Eitelkeit verbundene Übersichselbstreflektieren des Dichters vor dem Leser tritt stark hervor in dem Gedichte „An ein Herz“:

Du gleichest, kalt geworden
Und doch so leicht erregt,
Halb einer Tann' im Norden,
Die spitz'ge Blätter trägt,
Halb einer Palm' aus Süden,
Die leicht berührt der Schmerz,
Du, eines Lebensmüden
Erstarrtes, weiches Herz . . . . .

Was nun Heines Einfluß im besonderen angeht, so finden wir in den „Schlichten Liedern“ deutliche Spuren der „Nordseebilder.“ In dem Gedichte „Winterseufzer“ heißt es:

Wie in die Ferne
Den Wandervogel,
Wenn kalt ihn anwehn
Des Winters Stürme,
Die Sehnsucht rufet,
So ruft auch mein Herz,
Das wildumbrauste
Von Winterstürmen,
Das rings umstarrte
Von kalten Herzen
Und frost'gen Menschen,
So ruft's, Geliebte,
Zu dir die Sehnsucht.

Aber es darf nicht folgen; denn

. . . . . still verbluten
Bei kalten Herzen
Und frost'gen Menschen
Muß es, Geliebte.

Stärker noch an Heine erinnert ein in ganz freien Rhythmen verfaßtes Gedicht, in dem ein „armer Mensch" sinnende Betrachtungen anstellt:

Am Frühlingsabend, am offenen Fenster
Stand einsam sinnend
Ein armer Mensch
Und sah hinaus
Wehmüthig lächelnd,
In die blühende, klingende, duftige Welt.

Die Sonne sank hinter Berge hinab,
Statt ihrer zogen die Sterne herauf
Und weiße Nebel
Lagerten sich
Und dämmernde Schatten
Auf Wies' und Wald.

Der arme Mann
Stand lange schweigend,
Dann sprach er träumend
In sich hinein . . . . .

Für Dreves' Kenntnis der Heinischen Nordseebilder ist übrigens eine (etwas spätere) Briefstelle interessant. In dem Briefe vom 1. Oktober 1845 gratuliert der Dichter seinem Freunde Kuns zur Verlobung:

„Gott segne Dich tausendmal, Bester, tausendmal! Aber nun laß mir das Herumsuchen in den Fächern und Schubladen und hebe sie auf Deinen Schild, das junge Mädchen, das von jetzt an Dein Herz beherrschen soll als Königin. Und ich rufe mit: Heil dir, du junge Königin!"

Auch bei Betrachtung der eigenen Vergangenheit stellen sich Heinische Töne ein. Das Gedicht „An *. Mit einer Sendung ‚Vigilien'" erinnert mit seiner anschaulichen, liebevollen Kleinmalerei lebhaft an Heine: Der duftende Flieder

blüht, vom Fenster des Hauses am Markte grüßt den Dichter sein Liebchen; aber

. . . . Der Traum entschwindet wieder,
Vor mir lieget aufgethan
Nur das Büchlein meiner Lieder.

Zum Schluß muß noch ein Gedicht angeführt werden, in dem sich der Einfluß Heines mehr nach der humoristisch-ironischen Seite bemerkbar macht:

Nun fahren wir hin am Ufer des Rheins,
Die Wege voll Schnee sind blinkend und glatt,
Von drüben her winken die Thürme von Mainz,
Bald sind wir hinüber, du alte Stadt.

Bald sind wir hinüber, doch bleiben wir all'
Nicht lange da sitzen, fort geht es von hier,
Uns winkt ja, bereitet zum Carneval,
Im heiligen Cöllen ein gutes Quartier.

Dort wollen wir hin und fröhlich sein
Und Schellen tragen und Kappen dazu,
Der tausend mal eilf Jungfrauen Gebein
Dabei uns beschau'n in behaglicher Ruh'.

Da wollen wir hin und im heiligen Dom,
Wenn's Glöcklein klingt und die Fahnen weh'n,
Einschlürfen des Weihrauchs süßes Arom,
Die Messe hörend am Pfeiler steh'n.

Und hat auch die Stadt keinen Bischof mehr,
So machen wir selber uns einen von Wein,
Vom Asmannshäuser ein Bischof wär'
Mir wahrlich der liebste am ganzen Rhein.

So geht es denn weiter im raschen Galopp,
Am Berge des lieben Johannes vorbei,
Am Binger Loch und der alten Klopp,
Vorüber am Felsen der Loreley.

Die Loreley bringt keine Gefahr,
Wir lassen uns nicht mit Weibern mehr ein,
Wir fahren geruhig nach Sanct Goar,
Mag auch sie heiser sich singen und schrein.

Im Sommer war's freilich ein anderes Ding,
Da fuhr den Rhein ich hinunter zu Schiff,
Hei, wie das rasch durch die Fluthen ging,
Hei, wie der Wind durch die Segel pfiff.

Hoch auf dem Verdecke ein Frauenbild stand,
Das schlug die Laute und sang dabei,
Den Leib umwallte ein meergrün Gewand,
Ich glaube, es war die Lorelei.

Aus ihren Augen ein Feuer drang,
Das brannte mir glühend hinein in die Brust,
Mir war so selig und doch so bang,
Fast wär' ich vergangen vor Liebe und Lust.

Doch als wir kamen gen Bacharach,
Da war sie verschwunden mit einem Mal,
Drum mein' ich noch heut, daß es Lorelei mag
Gewesen sein, die das Herz mir stahl.

Drum hab' ich denn auch zu ihr meine Lieb'
Geworfen hinab in die rollende Fluth
Und was davon mir noch übrig blieb
Im Weine ertränkt mit fröhlichem Mut.

Ihr aber, ihr Andern, bemerkt es euch all'
Und sehet euch vor mit den Lorelei'n,
Sonst führ't ihr wol schwerlich zum Carneval
Je wieder so fröhlich hinunter am Rhein.

Was neben der ganzen Überlegenheit (man beachte vor allem das lässige „ich glaube") an Heine erinnnert, das sind besonders wieder die schroffen Gegensätze, die Verbindungen von Hohem, Heiligem mit Alltäglichem und Profanem.

Wir sehen aus diesen Beobachtungen, daß der Dichter noch immer gern in den Bahnen Heines geht und daß in seinem Herzen gar verschiedene Gefühle Platz haben: neben echter Frömmigkeit oft eine tiefe Verzweiflung oder gelegentlich auch eine lustige Ironie. —

Neben den bis jetzt betrachteten Einflüssen finden sich in dem Büchlein natürlich wieder allerlei Anklänge ganz zufälliger und äußerlicher Natur. Einmal macht Dreves Anleihen bei Goethes „Der Gott und die Bajadere."

Dreves:	Goethe:
Heimgekehrt in Nacht und Regen,	Als er nun hinausgegangen,
Auf der Gasse trieb der Wind	Wo die letzten Häuser sind,
Neuen Jammer mir entgegen,	Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.	Ein verlornes schönes Kind.

Ferner ist es interessant zu lesen, wenn in einem sonst an Eichendorff erinnernden Waldliede die Bäume flüstern:

Warte nur, wie balde
Senkst dein müdes Haupt auch du.

Daß Dreves sich übrigens in jener für ihn so schweren Zeit zu Anfang der vierziger Jahre in Goethes Poesie vertiefte und daraus Trost und Einsicht schöpfte, geht aus dem „Fragment eines Lehrgedichtes" hervor:

Doch später ward ich ernst, vertraut dem Schmerz
Und lernte jenes Sängers hehre Worte
Verstehen, die, gegossen wie in Erz,
Nun aufgestellt an des Gedächtniß' Pforte:
„Wer nie sein Brod mit stillen Thränen aß,
Wer nie die gramdurchwachten Nächte
Daheim auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr unsichtbaren Mächte." —

Schließlich ist noch zu sagen, daß einige Frühlingsgedichte an Lenau, Uhland und Geibel erinnern und daß auch ein Anklang an das Volkslied sich findet.

Das Gedicht „Maitanz" mit seiner Schilderung des Hinaustanzens in die Frühlingsnacht bei den Klängen der Geigen, des geheimnisvollen Webens im Walde, dieser ganzen sehnsuchtschweren, lüsternen Stimmung ist sicher beeinflußt von Lenaus „Tanz", der mit anderen Stücken aus dem episch-dramatischen Gedicht „Faust" im Musenalmanach auf das Jahr 1835 veröffentlicht wurde. —

Deutlich erkennbar ist in zwei Gedichten auch Uhlands Einfluß:

Die Erde, von der Fülle
Des Frühlings ganz beschneit,
Umschließt der Blüthen Hülle
Weiß wie ein Sonntagskleid.

Ein tiefer, heil'ger Wille
Durch's All der Schöpfung weht,
Der Abend ist so stille,
So still wie ein Gebet.

Dieselbe fromme Andacht atmet auch das Gedicht „Ein Grab im Frühling", das im besonderen von Uhlands „Kirchhof im Frühling" beeinflußt ist.

Dreves:	Uhland:
Nun decket rings das weite Land	
Des frühen Sonntags Stille	
. . . . .	
Dort auf dem Friedhof thut sich auf	Stiller Garten, eile nur,
Ein Grab in Rosenhecken,	Dich mit jungem Grün zu decken,
Der Lenz streut all sein Blühen drauf,	Und des Bodens letzte Spur
Dem Aug' es zu verstecken.	Birg mit dichten Rosenhecken!

In dem „Wanderburschenlied" fällt Dreves wieder einmal in seine alte skrupellose Art des Nachahmens:

Schneeglocken frohlocken: o lust'ge Frühlingszeit!
Rings hallt es und schallt es: wie bist du Welt so weit!
Soll ich warten, bis im Garten die Bäume schlagen aus?
Ich bleibe, bei Leibe! so lange nicht zu Haus.

Interessant ist schließlich ein Anklang an das Volkslied.

Dreves:	Wunderhorn (S. 19):
Gott geb' dem ein verdorben Jahr,	Gott geb ihm ein verdorben Jahr,
Der mich zwang zum Studieren,	Der mich macht zu einer Nonnen . . .
Der mir beschnitt mein blondes Haar,	
Das Herz will mir erfrieren;	
Mein armes Herz, so jung, so warm,	
Mein armes Herz, das Gott erbarm!	
Pocht unter'm schwarzen Mantel	

Die weitere Ausführung des Dreves'schen Gedichtes fällt

allerdings etwas ab. Die dritte Strophe enthält sogar einen Vers von Goethe:

Wenn Feiertags zu Tanz und Bier
Die schmucken Bursche werben,
Muß ich beim Qualm der Lampe schier
Die Augen mir verderben,
Propheten rechts, Propheten links,
Und um mich her erschallen rings
Die Flöten und die Geigen. —

Die „Schlichten Lieder" sind die Bekenntnisse eines Kämpfenden; eines Jünglings, der sich auseinanderzusetzen hat mit den Gegensätzen des Materiellen und Ideellen, des Irdischen und Himmlischen. Noch gelingt es ihm nicht, diesen Zwiespalt zu versöhnen, und wenn wir auch schon fühlen, wie ihn seine Sehnsucht nach der katholischen Kirche hinweist (Einführung der Mutter Gottes in seine Poesie; Einreihung zweier Übersetzungen katholischer Kirchenlieder in die „Schlichten Lieder"), so irrt er doch jetzt noch mit schwankem Boote auf dem Lebensmeere haltlos umher. Wie wir am Eingange der Untersuchung sahen, findet er für seinen Schmerz bisweilen ganz selbständige Töne. Im allgemeinen allerdings ist er noch immer von Vorbildern abhängig, unter denen besonders Eichendorff stark auf ihn gewirkt hat. Die von diesem beeinflußten Gedichte sind ganz sicher ernst zu nehmen, während hingegen einige an andere anklingende Gedichte, wie z. B. das „Wanderburschenlied", wohl kaum mehr als literarische Experimente sind. — —

Lieder eines Hanseaten.

In dem poetischen Vorwort zu den „Schlichten Liedern" verkündet Dreves, sein Lied solle „bald politisch, bald romantisch" rauschen; er spricht von dem [Freiheits-]Banner, dem er nie entfliehen werde; er will, ist auch die Romantik sein Reich, doch wie Kaiser Heinrich „vom Vogelheerde auffahren" und Schwert und Schild ergreifen, sobald es zu kämpfen gilt. Nach diesen Versen erwartet man in dem Büchlein neben romantischen Gedichten auch politische Töne; aber nicht der leiseste Anklang an Zeitfragen ist, wie wir sahen, darin zu finden. Nur das Weh des eigenen Herzens ist der Gegenstand dieser Poesien. Auch die damalige Kritik nahm an jenem Widerspruche Anstoß. In einer Besprechung der „Schlichten Lieder" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" heißt es: „Wenn Hr. Dreves in einer Strophe des Vorworts von seines Liedes Natur sagt:

— mein Lied soll nicht . . . .

so charakterisirt er sie ebenso unrichtig wie durch das Epitheton, mit welchem er die Lieder dem Publicum ausstellt." Trotzdem hat es mit Dreves' Worten seine Richtigkeit. „Wer konnte auch wissen," schreibt Kreiten (S. 72) hierzu, „daß im letzten Augenblick eine Scheidung der Schafe und Böcke vorgenommen war, und die einen als sanftmüthige gute Thiere in der vaterstädtischen Hürde bleiben durften, die andern aber als störrische und gefährliche Creaturen sich irgendwo draußen in einer preußischen Festungsstadt ein Unterkommen suchen mußten. So geschah es, daß während die ‚Schlichten Lieder' mit vollem Namen des Dichters in Hamburg erschienen, ein anderes Büchlein unter dem unschuldigen Titel ‚Lieder eines Hanseaten' [Verweis auf Fußnote] im fernen Wesel ans

Tageslicht trat. Wir verrathen heute kein Geheimniß mehr, wenn wir erzählen, daß dieser Hanseat kein anderer war als der Hamburger Advocat Dr. Dreves." Kreiten führt hierauf den Beweis für seine Behauptung. Dreves hat nämlich in die „Lieder eines Hanseaten" ein Gedicht aufgenommen, das er schon ein Jahr vorher unter seinem vollen Namen in dem nach dem Brande Hamburgs zugunsten der Armen herausgegebenen „Hansa-Album" [1] veröffentlicht hatte. Allerdings weichen die beiden Texte etwas voneinander ab. Zunächst mag die Fassung der „Lieder eines Hanseaten" zum Teil angeführt sein:

Frühlingslied für Hamburg.
Mai 1842.

1.

Wir hörten Glocken läuten
Wild-schaurig durch die Nacht;
Was mögen die Glocken bedeuten,
Noch ist ja der Tag nicht erwacht?
Das sind nicht die Klänge, die locken
Zur Andacht die schlummernde Welt,
So dumpf nur klingen die Glocken
Wenn Feuer vom Himmel fällt.

Wir sahen ihn lodern und glühen
Den Himmel im röthlichen Schein,
Solch' nächtliches Funkensprühen,
Das kann Aurora nicht sein.
Und als im Osten es graute
Da sah'n wir in Flammen steh'n,
Die Stadt, die Carolus baute —
O Hamburg, wie warst du so schön!

Wir konnten den Gluthen nicht wehren,
Wir sah'n sie mit gieriger Hast
Ehrwürdige Kirchen verzehren,
Zusammen sank Hütt' und Palast!
Es war, als sei zu begehen
Auf's Neue wunderbar
Ein Pfingstfest, wie es gesehen
Einst Christi Jüngerschaar.

[1] Hansa-Album mit Beiträgen von . . . u. dem Herausgeber A. Harnisch. Halberstadt, bei Lindequist u. Schönrock, 1842.

2.

Es tauchte aus Meeresfluthen
Die Sonne am vierten Tag,
Als all' die höllischen Gluthen
Gelegt sich allgemach;
Da sah man, wo einst Paläste,
Wo sonst ein Tempel sich fand,
Nur wirre Trümmerreste
Im weiten verödeten Land.

Als so wir trostlos schauten
Den Schutt der Herrlichkeit,
Die uns're Väter erbauten
In alter, schöner Zeit:
Sah plötzlich den Lenz ich klettern
Rasch über's wüste Gestein,
Der brach mit Blüthen und Blättern
Auf einmal in's Thor hinein.

. . . . . .

3.

. . . . . .

O Leben, frisches, freies!
Der Vogel singt im Baum,
Mir ist so wohl, als sei es
Gewesen nur ein Traum.
Wohlan! es sei gewesen
Ein Fiebertraum die Gluth,
Wir Alle sind genesen
Und Alles wieder gut.

Drum stark dem Schmerz gewehret!
Genug ist schon geklagt,
Rasch wie der Bau verheeret,
Sei auch der Bau gewagt,
Und Alle, die sich stellen
Treu zum vereinten Bund,
Euch, rüstige Gesellen,
Grüß' ich aus Herzensgrund.

Bei dem Text im Hansa-Album nun fehlen die ersten drei Strophen; das Gedicht beginnt also gleich mit der vierten Strophe der ursprünglichen Fassung. Der Änderung rührt aber nicht von Dreves selbst her, der das Gedicht genau in der ein Jahr später in den „Liedern eines Hanseaten" ver-

öffentlichten Form eingesandt hatte, sondern von der Redaktion des Hansa-Albums. Das geht aus einem Briefe hervor, in dem sich unter dem 22. Juli 1846 ein gewisser Pröhle bei Dreves für einen Beitrag zu einem poetischen Taschenbuch bedankt:

> „Ew. Wohlgeboren ersuche ich . . . um die Erlaubniß, einige Verse Ihres schönen Herbstliedes wegzulassen, wodurch es meiner Meinung nach gewinnen würde. Zwar habe ich auch im Hansa-Album, welches ich mit meinem Freunde Harnisch zusammen redigirte, mir einige Abkürzungen mit Ihren [sic] Frühlingsliede erlaubt, es hat in der Form wie es dort gegeben wurde viel Glück gemacht, und indem Sie selbst in Ihrem an Harnisch gerichteten Briefe ein gewisses Vertrauen zu der Redaction des Hansa-Albums an den Tag legen und sich dabei über die Abkürzung Ihres Frühlingsliedes nicht mißbilligend aussprechen, so . . . . . .

Damit ist also bewiesen, daß Dreves der Verfasser der „Lieder eines Hanseaten" ist. Noch ist aber die Geschichte des Frühlingsliedes nicht erledigt. Wenn nämlich Pröhle die ersten drei Strophen wegließ, mußte die vierte, die nun die erste wurde, verändert werden, denn die Worte:

Es tauchte aus Meeresfluthen . . . .

bilden keinen rechten Anfang; sie setzen schon irgend etwas voraus. Ob nun Pröhle diese Änderung gleich selbst vornahm oder ob Dreves die neue Eingangsstrophe fabrizierte, ist nicht zu erweisen; jedenfalls aber sind die ersten vier Zeilen aus Eichendorffs „Auferstehung" abgeschrieben.

Dreves:	Eichendorff:
Von Säulen und Marmorbildern	Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',	Ein großer Trümmerhauf',
Im wucherndsten Verwildern	In reizendem Verwildern
Manch' gothisch-edler Knauf,	Ein blüh'nder Garten drauf . .
Hier Wappen, halbzerschlagen,	
Ein Heil'ger, halbverbrannt,	
Dort unter Sarkophagen	
Ein brennend Priestergewand.	

Als nun Dreves das Gedicht in die Gesamtausgabe aufnahm (das einzige aus den „Liedern eines Hanseaten"), wählte er die Fassung des Hansa-Albums. Dabei änderte er die erste Strophe noch einmal, ohne jedoch aus dem Banne Eichendorffs herauszukommen:

Von Säulen und Wappenschildern,
Zertrümmert und zerschellt,
Im wucherndsten Verwildern
Ein üppig Leichenfeld,
Bei schlechten Ueberresten
Manch gothisch edler Knauf,
Von Hütten und Palästen
Ein wüster Trümmerhauf'. —

Die „Lieder eines Hanseaten" sind in einem Einleitungsgedicht von 1841 dem aus dem Orient zurückgekehrten „Wüstensänger" und „Löwenfänger" Freiligrath gewidmet, der nun daheim „Kaftan und Federschmuck" abnimmt,

Weil Nachbarskinder kommen
Mit deutschem Händedruck.

Er begrüßt sie nach alter heimischer Art, denn ihm hat die „Sahare,"

Die Sonn' am Nilesstrand,
Das Angesicht, das klare,
Doch nicht das Herz verbrannt.

Trotzdem fordert ihn Dreves auf, sein Jagdgewehr nicht beiseite zu stellen, denn genau wie am Ganges gibt es auch in Deutschland Jagd und Streit:

Glaub' nicht, daß es uns fehle
An Molch und Drachen hier,
Wir haben selbst Kameele
Nebst manchem wilden Thier.
. . . . . .
Nur hin mit Lanz' und Haken,
Hin zur Menagerie,
Die deiner harrt, ‚van Aken
Der deutschen Poesie'.

Dreves bezeichnet sich schließlich als Milons [Freiligraths] Knappen Roland und ist begierig nach Kampf.

Das Büchlein zerfällt äußerlich in zwei Abteilungen der „Lieder der Freiheit“ (1. Abteilung: 1839 bis 1841; 2. Abteilung: 1840—1842), in „Vaterstädtisches“ und in „Parodirende Lieder.“

Im ersten Gedichte („Entschluß“) beschließt der Dichter, in die Reihe der Freiheitssänger einzutreten:

Zu lang' schon hab' ich — und ich will's nicht länger —
Die Welt durchbettelt mit dem Saitenspiele,
Mich ihr gezeigt als einen Grillenfänger,
Der Grillenfänger giebt es ach! so viele!
Ein Troubadour, ein anspruchsloser Sänger,
Er führet uns und sich zu keinem Ziele;
Nein, will ein Dichter noch dem Volk sich weisen,
So sei gekleidet er in kaltes Eisen.

. . . . . .

Drum fort mit euch, ihr lieben Herzerreger,
Dem Helme weichet, weicht der Hellebarde,
Wofern ihr selber nicht als Fahnenträger
Begleiten wollt die kampfentbrannte Garde.
Seht! Dichter sind geworden Trommelschläger
Und mit dem Pallasch gürtet sich der Barde,
So will's die Zeit und schon hat sie gedungen
Sich eine kleine Schaar von Feuerzungen.

. . . . . .

Seht nur die Schaar! Seht dort aus dem Gedränge
Des Syrakusers stolzes Haupt sich heben,
Hier den Lebend'gen, dem die Welt zu enge,
Dort den Gewappneten aus Fallersleben
Kosmopoliten theilen hier die Menge,
Ein reitender Tscherkessenfürst daneben —
Zuletzt kommt einer noch auf scheuem Rosse,
Er fragt: darf ich der Letzte sein im Trosse?

. . . . . .

Zur letzten Strophe bemerkt Kreiten (S. 74, Fußnote 1): „Die Namen Herwegh, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Geibel (der Tscherkessenfürst) sind leicht zu erkennen; ‚der Syrakuser‘ kann nur Freiligrath sein, obwohl der Grund dieser Benennung nicht recht abzusehen ist.“ Die vier ersten Deutungen sind richtig; die Vermutung jedoch betreffs des Syra-

kusers ist verfehlt. Wie käme Dreves dazu, Freiligrath in einem Gedicht, das nicht nach dem Jahre 1841 entstanden ist, als Freiheitssänger zu bezeichnen, während er ihn im Einleitungsgedicht (1841) erst auffordert, in den politischen Kampf einzutreten? Und Freiligrath war damals auch noch nicht politischer Dichter! Die Bezeichnung „Syrakuser" ist vielmehr auf Platen zu deuten, der, wie man weiß, einige Zeit auf Sizilien lebte und in Syrakus starb. Vor allem paßt auch das „stolze Haupt" sehr gut auf ihn. —

Der in die Scharen der Freiheitssänger eingetretene Dreves bewegt sich nun mit seinem Büchlein schlecht und recht in den Bahnen der damaligen politischen Lyrik. Er kämpft begeistert für Freiheit und Recht, wild und zornig schleudert er Fürsten und Diplomaten seinen Fluch entgegen; mit trotzigem Mute prophezeit er den reaktionären Herrschern einen schmählichen Untergang. Nur Blut und Eisen können die Zeit heilen. „Der freie Mann", „das freie Wort", „die freie Presse" sind seine Schlagworte. Wir finden in den „Liedern eines Hanseaten" die bekannten Motive und Bilder der politischen Lyrik: Die Fiktion von der gemordeten Freiheit, die man als Braut oder als Geliebte bezeichnet; die Vergleichung der neuen Zeit mit dem Morgenrot oder dem Frühling; das Bild von dem geschniegelten Diplomaten, der beim Hofball jedem artige Worte sagt, der aber ein Heuchler ist und kein Herz im Leibe hat. Ferner ergreift Dreves auch begierig die jeweiligen Tagesfragen: Anläßlich der 400jährigen Wiederkehr der Erfindung der Buchdruckerkunst wird die freie Kunst Gutenbergs in schroffen Gegensatz zu dem drückenden Zwange der Zensur gestellt, oder die von Friedrich Wilhelm IV. erlassene Amnestie wird satirisch als eine große Gnade gepriesen. Schließlich wendet Dreves auch gewisse allen politischen Dichtern eigene stilistische Mittel an, so vor allem die Wortspiele.

Was nun die speziellen literarischen Entlehnungen im engeren Sinne angeht, so finden sich nur ein paar deutliche Reminiszenzen an Herwegh. Einige schon zitierte Verse des Eingangsgedichtes erinnern stark an dessen „Amnestie."

Dreves:	Herwegh:
So will's die Zeit und schon hat sie gedungen Sich eine kleine Schaar von Feuerzungen.	So will's die Zeit; sie heischet Feuerzungen . . .[1])

Ferner lesen wir in dem Widmungsgedicht an Freiligrath eine Stelle, die merkwürdig an einige Verse in Herweghs „Deutscher Flotte" anklingt.

Dreves:	Herwegh:
Erkämpft dir mit der Laute In Ostens Paradies Hast du, o Argonaute, Des Ruhmes gold'nes Vließ . .	Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute, An einem Mast und kämpfe mit der Laute Ums goldne Vließ der Welt.[2])

Interessanter ist es uns zu sehen, wie Dreves seine revolutionäre Begeisterung an der Dichtung Fr. L. Stolbergs genährt hat. Die Ode „An die deutschen Frauen" z. B. mit ihrer Verherrlichung alter deutscher Kraft und ihrem Tyrannenhaß mahnt stark an die Stolbergschen Oden.

Könnt ihr nicht mehr gebären, ihr deutschen Frau'n,
Gebären Männer, Männer wie doch vordem
Sogar sie Deutschland's Ahnenmütter
Thatenbedürftiger Zeit geboren?
. . . . . .
Mit welchem Dank zu lohnen der Mutter wär',
Die Kraft und Muth darbrächte dem Vaterland,
Vielleicht gar einen Helden säugte,
Einen Befreier aus Sklavenketten:

Ich weiß es nicht! doch müßt' es der größte sein,
Denn seinem Volke gebären den rächenden
Zwingherrnbesieger, bleibt der Thaten
Größte, dazu nur ein Weib befähigt.

[1]) Gedichte eines Lebendigen. Von Georg Herwegh. Neunte Auflage. Stuttgart 1871. S. 214.
[2]) a. a. O. S. 179.

Ein andermal kleidet Dreves seinen Haß gegen die gleißnerischen, im Grunde feigen Unterdrücker des Volkes, die Höflinge, in die Sage von den Wehrwölfen, die den Landmann nächtlicherweile umzingeln und ankläffen, die aber im Grunde nichts anderes sind als kümmerliche alte Weiber. Diese Fabel hat Dreves sicher aus Stolbergs „Wehrwolf" geschöpft.

Dreves:

Haben wir in deutschen Gau'n ein Mährlein,
Dessen gern gedenken Jägersleute,
Das sie oft erzählen, wenn sie Abends
Heimgekehrt von ihrer Waidmannsarbeit
Froh sich ausruh'n in dem Kreis der Ihren.

In den Dörfern, spricht man, schleichen nächtlich
Oft umher gar wunderliche Wesen,
Wölfe scheinen's, doch sind's keine Wölfe,
Alte Weiber nur, die jenem Fürsten
Sich verschrieben mit dem Pferdefuße.
Diese Truggestalten nun — man nennt auch
Wehrwölf' sie — erschrecken oft den stillen
Landbesteller, kehrt er heim vom Pflügen,
Öfters selbst den kühnen Waidman, heulend,
Ihn umzingelnd, an den Kleidern zerrend,
Neckend bald, bald in die Waden beißend.

Will wer bänd'gen dieses Ungeziefer,
Es loßreißen von dem Schutz des Bösen,
Kann's ihm nur also gelingen: Gieß dir
Eine Kugel vom ererbten Silber

Stolberg:

. . . . . .
So fabeln Jäger, daß manch altes Weib,
Nicht ohne Schutz von Meister Urian,
Sich in ein Wolfsfell hülle, und umher
Des Unfugs treibe viel incognito.
Doch feure von ererbtem Silber frisch
Ihr kreuzbezeichnet Schrot durch Pelz und Fell,
So schleicht sie lendenlahm der Hütte zu . . .

Deiner Väter, dieſe Kugel brenne,
Mit Gebet ſie in die Büchſe ladend,
Auf den Pelz den hölliſchen Gebilden,
Und verwandeln werden raſch die
Wölfe
Wieder ſich in altersſchwache Weiber,
Die ſich ächzend gleich von dannen
trollen . . .

Auch noch eine andere Einkleidung ſcheint Dreves von Stolberg übernommen zu haben. Deſſen Gedicht „Der Rath" wendet die von Plutarch überlieferte Geſchichte von Xerxes, der den beſiegten Babyloniern verbot, Waffen zu führen, ihnen aber befahl, Flöte zu ſpielen, Hurenhäuſer zu beſuchen und faltige Gewänder zu tragen, ironiſch auf die Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande an. Dasſelbe Thema findet ſich auch bei Dreves, nur daß dieſer die Sache ganz ernſt behandelt. —

Manchmal klingt in den „Liedern eines Hanſeaten" auch ein an Eichendorff mahnender romantiſcher Ton. Das „Jagdlied" könnte in einer Eichendorffſchen Novelle ſtehen:

Frühmorgens, wenn im Horſte
Der Adler aufgewacht,
Wir blaſen durch die Forſte:
„Geb' Gott uns gute Jagd!"
Das iſt ein fröhlich Reiten,
Das iſt ein luſt'ger Klang,
Die Morgennebel ſchreiten
Vorauf den Weg entlang,
Und hinterdrein die Hunde,
Der Jäger ſammt dem Roß;
Das iſt zur Morgenſtunde
Gar ein vergnügter Troß . . . . .

Zum Schluſſe kommt allerdings die revolutionäre Tendenz von der Jagd auf „königliches Wild." —

Bisweilen vernehmen wir auch ganz ſelbſtändige Klänge. Von wirklicher poetiſcher Schönheit iſt z. B. das Gedicht „Vom Sterben", in dem Dreves erzählt, wie nach Erſtürmung der Tuilerien (beim „Taumelkelche jener Julitage") ein Bettel-

bube, von einem Söldner im Krönungssaale erstochen, auf den Polstern des Thrones blutend zusammenbricht:

O sterbender Gamin, o Bettlerssohn!
Wie hat wohl noch dein brechend Aug' geflammet,
Als du nun, hingelegt auf Frankreichs Thron,
Dich zugedeckt mit seinem Liliensammet. —

Nun würde man sich aber von dem politischen Lyriker Dreves ein falsches Bild machen, wenn man glauben wollte, er stimme den Freiheitssängern bedingungslos bei. Zwar ist er mit den revolutionären Bestrebungen einverstanden, aber es scheint ihm, als ob den Vertretern dieser Ideen der rechte sittliche Ernst fehle. Dreves hält die Kampfgenossen zum Teil für unwürdig; er wirft ihnen Eigennutz und Ruhmbegier vor. Für diese Stimmung kommt zunächst das Gedicht „Gedankenfreiheit" inbetracht, in dem er fordert, daß ein jeder das Werk der Erneuerung an sich beginne; treu und wahr müsse man in seinem Innern sein; nicht Gedanken des Hasses, sondern reine, klare Gedanken der Liebe sollen unsere Feder leiten:

Ein Lied vom freien Worte!
wann kommt die Zeit herbei,
Wo frei das Wort geworden?
wenn der Gedanke frei,
Wenn jeglicher Gedanke
des Menschen frei und wahr,
Ja, wie ein Gottgedanke,
so rein, so sonnenklar.
. . . . . .
Frei wird der Druck vom Drucke,
wenn er die Welt beglückt,
Wenn nichts mehr wird gedrucket,
was einen Nächsten drückt;
Die Kunst des Gutenberges
wird frei, dient sie hinfort
Nicht mehr dem Bösenberger,
Der Böses birgt im Wort.

Kein Zensor wird gefürchtet,
kein Rothstift mehr gebraucht,
Sobald sich jeder Schreibstift
in's Roth der Liebe taucht,

Anstatt in Gallenschwärze,
sobald das Wort sogleich
Der inn're Censor streichet,
Das selbst ein Schelmenstreich . .

In dem Gedichte „An die falschen Propheten" geht Dreves schärfer gegen die Freiheitshelden vor:

Wollt ihr uns die Freiheit bringen,
machet erst euch selber frei,
Aber nicht von Gott und Glauben,
von der Sünde Tyrannei,
Reißt das Kreuz nicht aus der Erde,
die Begier aus eurer Brust,
Stürzt nicht den geweihten Altar,
nur das Götzenbild: die Lust.

Uns're Väter waren Helden,
Auch für Freiheit warben sie,
Auch für sie in heißen Schlachten
lebten, kämpften, starben sie.
Doch in Andacht auch sich neigten
Helden vor dem Gnadenbild,
Trugen Kreuze auf den Fahnen
und der Glaube war ihr Schild.

Auch ihr wollet Helden heißen,
doch mit Worten streitet ihr,
Auch ihr lebet, kämpft und sterbet
nur — für eure Ruhmbegier,
Wenn ihr euch in Andacht neiget
ist's — vor eurem eig'nen Bild,
Dünkel heißet eure Fahne,
Eitelkeit ist euer Schild . . . .

Man sieht an diesem (im besonderen gegen Herwegh und seinen „Aufruf" gerichteten) Gedicht, wie es Dreves verderblich erscheint, daß die Kampfgenossen ihre menschliche Autorität zu sehr zur Geltung bringen, daß sie ihre freiheitlichen Bestrebungen nicht nur gegen den Absolutismus, sondern auch gegen die Kirche richten. Dreves' Stellung den revolutionären Ideen gegenüber zeigt sich also zwiespältig: Er möchte wohl das Volk von der Knechtschaft befreien, er möchte eine freie Presse haben, mit Feuer und Schwert zieht er gegen die

Reaktion zu Felde — aber sobald die freiheitliche Bewegung gegen die Kirche vorgeht, erscheint sie ihm gefährlich. Die eine Seite der revolutionären Bestrebungen erkennt er an, nicht aber die andere. Es streitet in ihm der objektive Freiheitsgedanke mit einem stark subjektiven Moment, und Kreiten hat recht, wenn er (S. 80.) sagt, daß Dreves „trotz aller vormärzlichen unklaren Revolutionsgelüste im Grunde der conservative, nach einem positiv-gläubigen Halt ringende Christ" war. Briefe, die die politischen Ansichten Dreves' etwa noch näher beleuchten könnten, sind aus jener Zeit nicht erhalten. Auch die späteren Briefe geben darüber keinen Aufschluß: sie handeln meist von seinen persönlichen Leiden. Was aber doch von politischen Äußerungen darin vorkommt, bestätigt nur das bisher Gesagte: Dreves' Ansichten sind überhaupt nicht scharf und klar; realpolitisches Verständnis hat er wenig. Vor allem betrachtet er die Vorgänge im Staate, besonders nach seinem Übertritt zum Katholizismus, nur vom kirchlichen Standpunkte aus. Für Dreves' Stellung zu den politischen Ereignissen in Deutschland ist selbst aus seiner journalistischen Tätigkeit wenig zu entnehmen. Vom April 1842 bis zum Mai 1843 redigierte der Dichter („wahrscheinlich um bei der schwachen Praxis als Advocat einen Nebenverdienst zu haben" [1]) die „Neuen Hamburgischen Blätter," eine Zeitung von gemäßigt liberaler Tendenz. Seine eigenen Aufsätze in diesem Blatte beziehen sich nur auf vaterstädtische Fragen. Am interessantesten sind seine fünf Kapitel über die Zensur. Er verlangt darin eine „freie Presse über innere vaterstädtische Angelegenheiten" und begründet diese Forderung damit, daß es der Regierung doch selbst erwünscht sein müsse, auf die Gebrechen des Staates hingewiesen zu werden. Was das Verhältnis der Presse zu anderen Bundesstaaten angehe, so fordere es die Würde Hamburgs, daß man über diese ebenso frei schreiben könne, als es in den betreffenden Staaten selbst erlaubt sei; gegen alle nichtdeutschen Länder schließlich solle man das ‚jus retorsionis' im vollsten Maße ausüben lassen. Man sieht an diesen Ausführungen, daß Dreves in jener Zeit von einem starken lokalpatriotischen Selbstgefühl beseelt

[1]) Kreiten, S. 70.

war. Nach seinem Übertritte aber interessieren ihn selbst die Hamburger Angelegenheiten nur noch insoweit sie die katholische Kirche betreffen. Am 19. Februar 1848 schreibt er an Kuns:

„Noch eins: Du fragst mich nach den Hamburgischen politischen Angelegenheiten. Aufrichtig gesagt, so recht mit Leib und Seele kann ich mich nicht dafür interessieren. . . . . Ach, Kuns, in hamburgischen Angelegenheiten weiß ich wirklich nicht mit welcher Partei ich es halten soll; ich lasse mich bald dort, bald dorthin zerren. Im Grunde des Herzens aber sind sie mir beide Wurscht. Ich bin darum wirklich kein schlechter Patriot, aber ich kann es nicht helfen: gäbe man unserer [katholischen] Gemeinde z. B. ein Waisenhaus . . . . . so wäre mir das lieber als eine neue Verfassung."

Wie einseitig Dreves nun gar die politischen Vorgänge im großen Vaterlande auffaßt, sehen wir an dem in demselben Jahre entstandenen Gedicht „Aus der Zeit:"

Verklungen ist vor ihren Ohren,
O Herr, das sehnsuchtsvolle Lied,
Das zu dem Land, das uns geboren,
Uns mahnend stets hinüberzieht;
So taumeln, wie verirrte Kinder,
Im finstern Walde sie dahin,
Vor ihren Augen wird es blinder
Und dunkler stets vor ihrem Sinn . . . .
. . . . . .
Drum lachen sie der alten Tage,
Sie heißend „eine finst're Zeit",
Wo selbst der Aermste ohne Klage
Geduldig trug sein irdisch Leid,
Noch glaubend fest: wenn ihm hienieden
Versagt sei seiner Arbeit Lohn,
Sei ihm ein besserer beschieden
Dereinstens, Herr, an deinem Thron.

Jetzt blickt der Arme nach der Habe
Des Nachbars hin mit scheelem Neid
Und fordert, daß auch ihn erlabe
Ein Theil der ird'schen Seligkeit;
Er fordert mit entblößter Schneide
Und wenn des Bruders Wunde klafft,
Den er geopfert seinem Neide,
Ruft „Freiheit" er und „Bruderschaft" . . . .[1])

[1]) G[1], S. 473 ff.

So ist also der politische Dichterrausch recht bald verflogen Der Mann, der 1843 begeisterte Töne von Freiheit und Recht verkündet hatte, hält es im Jahre 1849, in dem doch die Zeitfragen noch brennender waren, für einen Vorzug seiner Poesie, daß sie sich nicht um politische Dinge kümmert. In dem Begleitschreiben (vom 23. Juli 1849) zu einem Exemplar der ersten Auflage der Gedichte an P. Fellöcker heißt es: „ . . . diese Lieder sind in der That nichts weniger als ‚zeitgemäß' und wünschen es auch nicht zu sein."

Es ist übrigens interessant zu sehen, daß Dreves sich nie zu den „Liedern eines Hanseaten" bekannt hat. Es findet sich in seinen Briefen nicht die leiseste Anspielung darauf, und auch in dem Verzeichnis seiner Werke, das er am Schluß der Selbstbiographie gibt, übergeht er das Büchlein mit Stillschweigen. — —

Gedichte, erste bis dritte Auflage.

Die äußere Not des Lebens, von der der Dichter in den „Schlichten Liedern" redet, sollte in den Jahren 1843 bis 1845 noch größer werden. Alles, was der Vater unternahm, um wieder einen Wirkungskreis zu erlangen, schlug fehl, und so mußte Dreves, um die Familie zu erhalten, die Einnahmen aus der Advokaturpraxis durch Nebenarbeiten vermehren. Da aber seine Kräfte diesen Anstrengungen nicht gewachsen waren, so brach sein Körper mehrmals zusammen. Im Jahre 1843 mußte der Dichter auf Helgoland Erholung für seine angegriffene Gesundheit suchen. Die Briefe jener Zeit zeigen, wie sehr Dreves unter diesen schwierigen Verhältnissen litt. Am 25. Dezember 1844 schreibt er an seinen Freund Kuns in Buxtehude:

> „Wenn Du auch am gestrigen Abend so einsam gewesen bist, wie ich auf meiner Stube, doch gewiß nicht so innerlich von Allem verlassen wie ich . . . . Da sitz ich nun und weiß nicht, ob ich überhaupt noch etwas hoffen soll . . ."

Der schlimmste Schlag traf den Dichter, als ihm die Stelle des städtischen Notariats, um die er sich beworben hatte, abgeschlagen wurde. In dem Briefe vom 27. Februar 1845 an Kuns heißt es:

> „O ich glaube ich werde verzweifeln müssen. Die Bitte ums Notariat ist mir abgeschlagen, weil man diesmal die Stelle unbesetzt lassen will, und eine andere langgenährte Hoffnung auf eine Anstellung meines Alten in Mecklenburg ist mir an demselben Tage zu Wasser geworden. Ja an demselben Tage ist das Schlimmste über mich gekommen, ich soll 600 fl., die ich, wie Du weißt, dem Geldwechsler . . . schulde, bezahlen und — bin es nicht im stande . ."

Bei all diesen Sorgen handelte es sich nun nicht nur um Dreves selbst und seine Angehörigen, sondern auch um „das Wohl und Weh einer andern Person, welche seit dem letzten Sylvesterabend (1844) durch eine Art Verlöbniß ihr Geschick mit dem seinigen verbunden hatte.“[1]) Es war dies eine junge katholische Irländerin, Miß Cornelia **, die sich in Altona in dem Hause des Astronomen Schumacher als Gast aufhielt, wo auch Dreves viel verkehrte. Die Verbindung beider wurde also hauptsächlich durch materielle Schwierigkeiten verhindert:

Hab' nicht Schiffe auf dem Meere,
Hab' im Haus kein blinkend Erz,
Auf dem Felde keine Aehre,
Ach, und doch ein liebend Herz.[2])

Dreves dachte nun daran, ob es nicht angängig sei, in Oesterreich eine Stelle zu erhalten. Diese sollte ihm die Möglichkeit geben, zu heiraten, und, da er jetzt von der Wahrheit des Katholizismus vollständig überzeugt war, zu konvertieren. In Hamburg selbst wollte er nicht übertreten, da er glaubte, dadurch seine bürgerliche Existenz zu verlieren. Dreves wandte sich in dieser Angelegenheit an den Benediktinerpater Fellöcker, der zu Weihnachten 1842 als Gast im Schumacherschen Hause verweilt hatte und von dem man ihm schon viel Gutes erzählt. Fellöcker antwortete ihm freundlich, und Dreves entschloß sich zu einem Besuche bei dem Pater in Kremsmünster.[3]) Er reiste in den ersten Tagen des Dezember 1845 ab und kam noch vor Weihnachten im Kloster an. Dort wurde er freundlich aufgenommen und trat während seines kurzen Aufenthaltes zu mehreren Benediktinern in ein engeres Verhältnis. Mit einigen Empfehlungsbriefen versehen, verließ er am Anfang des neuen Jahres

[1]) Kreiten, S. 93.
[2]) G[1], S. 124.
[3]) Die Mittel zu dieser Reise erwarb er sich durch den Verkauf eines Teiles seiner Bibliothek. (vgl. Rosenthal, S. 335.)

Kremsmünster, um sich nach Wien zu begeben.[1]) Einen wie tiefen Eindruck das Klosterleben auf Dreves gemacht hatte, geht aus dem Schreiben hervor, das er bereits am 14. Januar an Fellöcker richtete. Er spricht darin die Absicht aus, Novize in Kremsmünster zu werden. Natürlich hänge alles von Cornelia ab; doch glaube er, sie werde darin keine Untreue erblicken, vielmehr freudig auf den Gedanken eingehen, ja vielleicht sogar selbst in ein Kloster treten. Die Patres in Kremsmünster freuten sich zwar über den Entschluß, hielten aber vorher eine ernste Prüfung vonnöten. Auch auf die Schattenseiten des heiligen Berufes glaubten sie hinweisen zu müssen. Inzwischen war aber in Dreves' Lage eine Änderung eingetreten: Er hatte es für unrecht erachtet, seine Konversion aus äußeren Gründen noch weiter hinauszuschieben und war am 2. Februar nach einem nur sehr kurzen Unterricht zur katholischen Kirche übergetreten. Am folgenden Tage schreibt er an Fellöcker, er habe eingesehen, daß es eine Schwäche gewesen sei, diesen Schritt aus Furcht vor den bevorstehenden Turbationen in Hamburg aufschieben zu wollen. Er gehöre jetzt der Kirche an und werde ihr, komme was da wolle, treu bleiben bis zum letzten Hauche seines Lebens. Da sich trotz der Bemühungen des Kanzleirats Jarcke keine Aussicht auf irgend eine Anstellung in Wien eröffnete und Dreves nach seinem Uebertritt auch dem Gedanken, ins Kloster zu gehen, nicht mehr so ausschließlich zugewandt war, reiste er noch im Februar nach Hamburg zurück. —

Der poetische Ertrag der Jahre 1843 bis 1845 ist gering; man fühlt, wie Dreves' dichterisches Talent in jener Zeit schon allmählich versiegt. Im großen ganzen wird seine Poesie nur angeregt durch das Verhältnis zu Cornelia, das in den 26 „Liedern der Liebe" literarisch fortlebt.

---

[1]) In der Selbstbiographie heißt es: „Ich reiste . . . nach Wien, wo ich ohne jede Empfehlung anlangte." (Rosenthal, S. 335.) Aus einigen Briefen geht jedoch hervor, daß Dreves durch Fellöckers Bemühungen in der Tat mehrere Empfehlungsschreiben besaß.

Nur wenige von diesen Gedichten atmen eine heitere Liebesfreude; die meisten sind durch bange Zweifel getrübt. Vor allem läßt die sich immer wieder einschleichende Ahnung einer Trennung aus rein materiellen Gründen keine recht unbefangene Stimmung aufkommen. Bisweilen auch fragt sich der Dichter, ob er diese Liebe überhaupt annehmen dürfe, da sein Lenz ja längst vorüber:

Doch auch deine Liebe, sieh'!
Drückt mich fast wie ein Verschulden,
Zweifelnd frag' ich, ob ich sie
Auch berechtigt sei zu dulden;

Ob ich auch, du meine Lust,
Ruhig dürfe und gelassen
Sehen dich an meiner Brust
Deines Lebens Lenz verpassen.

Doch die Geliebte will bei ihm aushalten:

Und ich schau' dich fragend an,
Doch du schlingst die Arme schweigend
Fest um den geliebten Mann,
Ihm dein lächelnd Auge zeigend.

Und es spricht dein lächelnd Aug':
„Mag sich Alles von dir scheiden,
Folgen bis zum letzten Hauch
Will ich dir in Lust und Leiden."

Man wird bei diesen Zeilen wieder an Heine erinnert, dessen Einfluß auf die „Lieder der Liebe" stärker ist als der irgend eines anderen Dichters. Da wir aber Dreves' Wirtschaften mit Heinischem Eigentum schon genügend kennen, so mögen aus der Fülle der Anklänge nur zwei besonders charakteristische hervorgehoben werden. In dem 13. Gedicht stellt uns Dreves den ganzen „Wahnsinn und Mitternachtgraus" der Heinischen Traumbildpoesie vor Augen:

. . . . . .

Hier ist ihr Haus! wie ungestalten,
Ja wie unheimlich steht es da!
Wie schwarz und todt! Man sollt' es halten
Für einen großen Sarg beinah'.

O war's ein Sarg und ich daneben
Der Ritter, der mit Wahnsinnsmacht
Sein todtes Lieb in's warme Leben
Zurückgeküßt um Mitternacht.

Umsonst! Sie ruhet, hingebogen
Das Haupt auf ihren weißen Arm,
Von leisem, losem Traum umflogen,
Auf ihrem Bettchen, weich und warm.

Nun kommt eine ebenfalls recht Heinisch empfundene Schlußpointe:

O könnt' in ihren Traum ich sehen,
Ein jeder Traum wär' ein Gedicht,
Doch Engel, welche Wache stehen
An ihrem Lager, dulden's nicht.

Sie dulden's nicht die lieben Engel;
Ja, käm' ein Traum und spräch' von mir,
Sie scheuchten mit dem Lilienstengel
Ihn, einer Fliege gleich, von ihr.

Am interessantesten ist das 12. Gedicht, das man mit seiner Mischung von warmer Empfindung und überlegener Ironie für ein Heinisches halten könnte, wenn nicht das Versmaß widerspräche:

Gestern Morgen stand ich, süßes Mädchen,
In der Kirche hinter einer Säule,
Hörte andachtsvoll die Messe lesen,
Ueber meinem Haupte hing das Bildniß
Eines Heil'gen, den ich arger Ketzer
Nicht einmal zu nennen wußt' mit Namen.
Dennoch flehte ich zu ihm inbrünstig:
„Lieber unbekannter Heil'ger, schaffe,
Daß mein süßes Mädchen jetzt erscheine."
Sieh', da that sich auf die Kirchenpforte
Und du tratest ein, so wunderbarlich
Hold und schön, wie ich dich nie gesehen.
Als du so an mir vorüberschwebtest,
Meinen Arm mit deinem Kleide streifend,
Doch mich selbst vor Andacht nicht gewahrend,
Sieh', da warst du mir, was ich bis dahin
Nur in Träumen schaute, ganz ein Bildniß
Frommer Unschuld, ganz verklärter Liebe.

Aber als du nun, gesenkten Blickes,
Niederknietest, betend aus dem Büchlein,
Das umspannten deine weißen Hände,
Ja, als ich mir dachte, wie du etwa
Eines armen Ketzers arme Seele
Mit einschlössest in dein stilles Beten:
Sieh', da fing's auf einmal an zu singen
Hell und rein in meinem trunk'nen Herzen:
„Ehre sei Gott in der Höh'!" und tausend
Engel huben an zu musiciren,
Von den Wänden stiegen plötzlich alle
Heiligen und riefen „Halleluja",
„Halleluja!" scholl's und hoch und höher
Huben sich des Kirchleins Pfeiler, das nun
Schnell zu einem prächt'gen Dome wurde,
Ueber den, als sterngeschmückte Kuppel
Wölbte sich der ganze weite Himmel.

Aber hell durch all' den sel'gen Jubel,
Hell durch alle tausend Engelchöre,
Hört' ich deine weiche Stimme beten,
Sah' ich knieen dich am Hochaltare
Mit dem Himmelsglanz im blauen Auge,
Mit dem Büchlein in den weißen Händen
Und im sel'gen Wahnsinn rief ich: „Diese
Gleicht der heil'gen Jungfrau, gleicht Marien!"

Doch zur Strafe meiner sünd'gen Worte,
Nahm ein alter Heil'ger mich beim Arme,
Schob unsanft zur Thür hinaus mich. Draußen
Sah ein kalter, grauer Himmel nieder
Auf die winterliche Erde, dennoch
War mir's im Gemüthe wie ein warmer,
Langentbehrter, sonnenheller Maitag.

Die wenigen unbefangenen Gedichte der „Lieder der Liebe" erinnern bisweilen an Eichendorff:

Die Welt aus ihrem Schlaf erwacht,
Wie weht so kühl der Morgenwind!
Ich hab' geträumt die ganze Nacht
Von dir, von dir, mein schönes Kind.

Nun strahlt der Morgen hell herein,
Viel Ströme brausen durch's Gefild' . .

. . . . . .

Hell Glocken schallen durch den Wind,
Ein Jauchzen rings von allen Höh'n . .

Ferner finden wir auch Goethische Töne. So hat der „Nachtgesang" seine Spur hinterlassen:

Noch einen Kuß mir gieb
Und dann auf weichem Pfühle
Schlaf' wohl! wie ist so schwüle
Die Sommernacht, mein Lieb!

Interessant ist ein Anklang an den Faustmonolog. Dreves redet das Auge der Geliebten an:

Dann weiß ich, du bist fromm und gut,
Du willst mich freundlich zu dir laden,
In deiner lebensfrischen Fluth
Das kranke Herz gesund zu baden.

Schließlich mahnt uns ein alliterierendes sentimentales Liebeslied an Lenaus Schilflieder:

Dreves:	Lenau:
	. . . . .
Weich wehend wie westliche Winde,	Traurig säuseln hier die Weiden,
Sanft säuselnd wie Schilfrohr im See,	Und im Winde bebt das Rohr.
	. . . . .
Labt Liebe und lächelt noch linde,	Deine Liebe lächelt nimmer
Wenn Wonne sich wandelt in Weh.	Nieder in mein tiefes Weh! –

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß sich in diesem bunten Gemisch verschiedenartiger Anklänge auch einige erfreuliche Töne finden. Man lese das achte Gedicht:

Gott woll' es mir vergeben,
Gott woll' es mir verzeih'n:
Kann ohne dich nicht sein,
Kann ohne dich nicht leben.

Kann ohne dich nicht leben;
Des Morgens heller Schein
Schaut mir in's Fenster 'nein
Und Sonntag ist es eben.

Und Sonntag ist es eben,
Die Orgel brauſt darin,
Sie möcht' aus Luſt und Pein
Mein Herz zu Gott erheben.

Mein Herz zu Gott erheben
Ich will's und — denke dein,
Und denke dein allein
Und ſprech' es aus mit Beben.

Und ſprech' es aus mit Beben:
„Kann ohne dich nicht ſein;
Gott woll' es mir verzeih'n,
Gott woll' es mir vergeben."

Dieſe Zeilen ſind nicht beſonders charakteriſtiſch — ſie erinnern ſogar (nicht des Inhaltes, ſondern der Form und des ſchlichten Gefühls wegen) an der „Spinnerin Lied" von Brentano — aber ſie wirken in ihrer ſchmuckloſen Einfalt überzeugender als etwa jene Heine nachgeahmten Gedichte oder die eben angeführte Verwäſſerung Lenauſcher Verſe. Wirklich ſchön und charakteriſtiſch jedoch iſt das Sonett mit dem Hinweis auf Cornelias Heimat:

Erin's Maid, laß Erin's Harfe rauſchen,
Vom ſmaragdnen Eiland ſing' ein Lied,
Wo der Elf' aus dunklen Büſchen ſieht,
Wo die Blumen heimlich Küſſe tauſchen.

Sieh, erwartungsvoll die Bäume lauſchen
Und die Wolke, die vorüberzieht,
Ruft aus ihrer Höhe: „Sing' ein Lied,
Erin's Maid, laß Erin's Harfe rauſchen."

Sing' von heit'rer Liebe, Erin's Maid,
Oder eines bangen Herzens Klagen
Um verlorne Himmelsſeligkeit.
Oder ſing' aus längſtverklung'nen Tagen,
Wie ein Clan im blut'gen Gottesſtreit,
Unthat ſühnend, ſeinen Feind erſchlagen. —

Außer den „Liedern der Liebe" entſtanden in den Jahren 1843 bis 1845 nur noch etwa ein Dutzend Gedichte, die faſt durchweg einen trüben Charakter haben. Auf Helgoland klagt Dreves im Jahre 1843:

Die Felseninsel läßt ihr Haupt
Keck aus dem Meere ragen,
Doch peitschen die Wellen es ringsumher,
Sie peitschen und branden und schlagen.

Du kämpfst, du armes Eiland du,
Mit dem Oceane vergebens
Wie ein zerbrechliches Menschenherz
Mit den Wogen des Erdenlebens.

Wieder der Heinische Weltschmerz, den wir nun schon von Dreves' Jugendgedichten an verfolgen.

Auch der Frühling des Jahres 1844 vermag das düstere Gemüt des Dichters nicht zu erhellen. In dem Gedicht „Untreue" heißt es am Schluß:

. . . . . .
Es kann doch nicht schlimmer,
Nicht trüber mehr werden . . . . . .

Das Gedicht bezieht sich wohl noch nicht auf Cornelia. Die Ungetreue wird vielmehr identisch sein mit dem geliebten Mädchen in dem Gedicht „An Magdalena", das sich von dem Dichter abwendet und, vom Irrlicht verlockt, im Sumpfe versinkt. Er will sie jedoch in ihrem Elend nicht verlassen, sondern mit starken Armen zu sich emporziehen; bei Gott aber will er um Verzeihung für ihre Sünde bitten. Hier gerät Dreves wieder stark in Heines Bann:

Nein, betend will ich falten
Die Hände, daß in Huld
Dir, armes Kind, behalten
Nicht sei die Sündenschuld . .

Auch das an Rückert mahnende „Lied" scheint auf dieses Mädchen zu gehen:

Als ich zu dir kam
Und mit einem Mal
Alle Ruh' mir nahm
Deiner Augen Strahl,
War die Brust so weit
Und die Welt so eng' . . .

Der einzige zuversichtliche Klang tönt uns aus dem Gedichte „Scheidegruß für H. K." entgegen, in dem Dreves eine treue Freundschaft als festen Halt im Lebenskampfe preist.

Aus dem Jahre 1845 ist besonders wichtig ein Gedicht aus dem wir sehen, wie der Gedanke an seine Sündhaftigkeit der in dem jungen Liebesglück mit Cornelia wohl auf kurze Zeit zurückgetreten war, wieder mit furchtbarer Gewalt über den Dichter kommt:

. . . . . .

Küsse hast du um Küsse getauscht,
Sahst dich gen Himmel getragen,
Warest so selig, so wonneberauscht,
Mocht'st nach dem Ende nicht fragen.

Doch nun fährt durch die wogende Brust
Plötzlich ein eisiges Stechen,
Ach, in Mitten der seligsten Lust
Möchte das Herz dir zerbrechen.

Und nun fühlst du auf einmal klar,
Wie du voll Sünde und Fehle!
Gottes Auge schaut unsichtbar
Tief dir hinein in die Seele . . . . .

Der um die himmlische Gnade ringende Dichter stellt uns in demselben Jahre die Nichtigkeit alles Irdischen noch einmal in dem kurzen, schönen Gedichte „Was ist's?" vor Augen:

Was auch dir zum Ruhme,
O Schönheit, erdacht,
Was bist du? Eine Blume,
Verblüht über Nacht.

Und, Dichter, was mächtig
Die Brust dir durchglüht?
Ach, ein Frühling, der prächtig
Ueber Gräber hinzieht.

Dreves fand schließlich Ruhe. Als er das Kloster, Kremsmünster verließ, war er von einer stillen Zuversicht erfüllt, daß Gott ihn den rechten Weg führen werde:

Nun zieht er fort mit frohem Muthe,
Getreu verfolgend seine Bahn,
Noch dankend euch für alles Gute,
Das ihr indeß an ihm gethan.

Doch wer sagt, ob es Gott gefalle,
Daß wir allhier uns wiedersehn?
Wo nicht: alldort wohin wir Alle
Dereinst als müde Pilger gehn.

So klingt das Jahr 1845, das für den Dichter so trüb gewesen war, still in alter Eichendorffscher Heimatsehnsucht aus. —

Wir sind damit an einem Wendepunkte in Dreves' dichterischem Schaffen angekommen, oder genauer gesagt: mit Dreves' Poesie ist es überhaupt zu Ende. Das Wenige, was er nach seiner Konversion noch schuf, zeigt deutlich das abnehmende Talent des Dichters. Dieser selbst ahnte zur Zeit seines Übertrittes noch nicht, daß der poetische Quell so bald versiegen werde; vielmehr wollte er in seiner Dichtung eine ganz neue Bahn einschlagen. In dem Briefe vom 14. Januar 1846, in dem er Fellöcker die Absicht mitteilt, Novize in Kremsmünster zu werden, heißt es:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Sehnsucht nach einem, nur dem Göttlichen und der Wissenschaft geweihten Leben in mir wach geworden. Das ist die alte Sehnsucht aus meinen frühsten Jugendjahren. Und dann im Hintergrunde der herrliche Beruf eines Priesters! Und mit ihm, das fühle ich, wird dereinst auch meine Poesie erst die höhere Weihe empfangen. Was ich bis dahin gedichtet, das Rechte, das Eigentliche war es nicht. Ach, nein!!"

Und in der Selbstbiographie heißt es[1]: „Was mir nach meiner Conversion vor allen Dingen am Herzen lag, war, ... an der Besserung und Bekehrung des eigenen Lebens fortzuarbeiten, wozu mir ein entschiedener Bruch mit dem, was ich bisher unter Poesie verstanden hatte, vor allen Dingen nothwendig schien."

[1]) Rosenthal, S. 338.

Lange blieb sich Dreves über das Abnehmen seines Talentes allerdings nicht im unklaren. In dem Briefe vom 15. Februar 1850 an Fellöcker heißt es:

„Ueberhaupt, verehrter Freund, gestehe ich Ihnen aufrichtig: mit meiner Poesie ist es vorüber. Wohl dem, der, wenn der Strom versiegt ist, dies rechtzeitig erkennt und aufhört, statt sich durch hartnäckiges Weiterdichten völlig um das Bißchen Ruhm zu bringen, das er sich in der Jugend erworben. Auch ist, wie ich glaube, die Poesie bei den meisten Dichtern nur eine Mitgabe für die Jugend und den wenigen, am reichsten Begabten nur ist es, wie Goethe, beschieden, sie sich bis in's spätere Alter zu bewahren. Dessen ungeachtet mag sie bei dem Einen zehn Jahre früher noch als bei dem Andern versiegen. Ich habe sie mir nicht über das 30. Jahr hinaus bewahren können, und deshalb wird das Büchlein, das ich Ihnen sandte [erste Auflage der Gedichte], mein letztes Opus auf diesem Gebiete seyn, und wenn sie demselben einige Aufmerksamkeit schenken, so werden Sie finden, daß schon in der letzten Zeit der Schacht mit jedem Jahre unergiebiger geworden ist." —

Auch nach seiner Rückkehr in die Heimat gestaltete sich dem Dichter das Leben nicht sehr freundlich. Einmal galt es, die Eltern und näheren Freunde mit dem Übertritte auszusöhnen; [1]) den weiteren Kreisen Hamburgs sollte die Konversion zunächst verborgen bleiben. Sodann wurde Dreves tief betrübt durch einen Brief, in dem sich Cornelia, da sie seine Absichten verkannt hatte, von ihm lossagte. Schließlich wurde er auch wieder von rein materiellen Sorgen bedrängt.

Dreves bewarb sich um das städtische Notariat; zugleich aber ließ er von seinen Freunden in Wien für sich um die Erlaubnis nachsuchen, an der Universität über römisches Pandektenrecht

[1]) Auch hier steht die Autobiographie im Widerspruch zu einem Briefe an Fellöcker (vom 23. März 1846), wo es heißt: „ . . ich fand bei meiner Rückkehr . . manches sehr Trübe . . Dahin gehören theils Familienconflicte wegen meiner Conversion . . ." In der Biographie dagegen schreibt Dreves (Rosenthal, S. 337): „Bei meinen Eltern und sonstigen Verwandten fand meine Conversion nicht den geringsten Anstoß . . . ." Es ist einleuchtend, daß man dem an den Freund gerichteten Briefe mehr Glauben schenken muß, als der ungefähr 20 Jahre später entstandenen und für die Öffentlichkeit bestimmten Selbstbiographie.

zu lesen. Daneben sehnte er sich jedoch auch wieder nach der Stille des Klosterlebens. In dem Briefe vom 23. März 1846 gesteht er Fellöcker, daß sich das allerdings schlecht zusammenreime:

„Sie haben recht; faßt mögte ich sagen wie der Göthe'sche Faust ‚Zwei Seelen leben ach . . . .' Ich bin wirklich eine Doppel-Natur halb Poet usw. halb Jurist."

Neben seinen Berufsgeschäften arbeitete Dreves fleißig an der Fertigstellung des Buches mit den Übersetzungen der Kirchenlieder, das noch in demselben Jahre in Schaffhausen anonym unter dem Titel „Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen altlateinischer Originale" erschien.

Am Anfang des Jahres 1847 erhielt Dreves gleichzeitig die Ernennungen zum Hamburgischen Notar und zum Wiener Universitätslehrer. Inzwischen war aber in seinem Innern ein Umschwung zugunsten Hamburgs eingetreten: er wollte der kleinen katholischen Gemeinde seiner Vaterstadt eine Stütze sein und schlug daher die Professur aus. Daß übrigens trotz der Anstellung als Notar Dreves' äußere Lage sich vorläufig nicht wesentlich besserte, geht aus den im Jahre 1847 geschriebenen flehenden Briefen an einen reichen Vetter hervor, in denen der Dichter diesen um Unterstützung seiner Eltern bittet. —

Die Gedichte der Jahre 1846 und 1847 sind, bis auf eines, kaum nennenswert. Das für Dreves' inneres Leben wichtigste ist das aus Anlaß seiner Konversion entstandene „Mariä Lichtmeß":

. . . . . .

Ja, ich habe dich gesehen,
Als ich jeder Hoffnung bar,
Hoch am nächt'gen Himmel stehen,
Stern der Gnade wunderbar,
Wie du schienst in stiller Pracht
Tröstend nieder durch die Nacht.

. . . . . .

Und ich habe, auf dich bauend,

Wie ein Bergmann, den ein Schacht
Eingeschüttet, gottvertrauend
Sich heraushaut aus der Nacht,
Mich zu dir aus Todesgrau'n
An das Licht hervorgehau'n . . . . .

Das einzige Gedicht jener Zeit, das man noch als romantisch bezeichnen könnte, ist das vom „Waldfräulein", in dem Dreves das Dornröschenmotiv behandelt. Dabei zeigt er wieder einmal (er hat sich eben nie davon befreien können!) eine Skrupellosigkeit in der Nachahmung, die an die Gymnasiastenzeit erinnert:

Aus des Waldes tiefstem Schooß
Spricht ein Mährchen, süß versteckt:
Im Gemäuer hier, von Moos
Und von Epheu ganz bedeckt,
Schläft an einem stillen Plätzchen
Euch ein allerliebstes Schätzchen;
Selig ist, wer es erweckt.

Sogar das Räuberlied aus Vulpius' „Rinaldo Rinaldini" hinterläßt also deutliche Spuren in Dreves' Dichtung! —

Da Dreves fühlte, daß es mit seiner Poesie zu Ende sei, kam ihm der Wunsch, das Beste von dem, was er gedichtet, zu einer endgültigen Sammlung zu vereinen. Um aber dabei nicht seinem eigenen Urteil anheimgegeben zu sein, wandte er sich durch Jarckes Vermittlung an Eichendorff mit der Bitte, seine Gedichte zu prüfen. Dieser richtete unter dem 9. Februar 1848 ein freundliches Schreiben an Dreves:

Verehrtester Herr Doctor!

So eben schreibt mir unser gemeinschaftlicher Freund Jarcke, daß Sie, verehrtester Herr, geneigt wären, die Sammlung Ihrer Gedichte mir im Manuscript zur Ansicht mitzutheilen. Dieser Beweis Ihres Vertrauens ist mir eben so überraschend wie wohlthuend; es kann ja dem Dichter überhaupt, und zumal in diesen Zeiten hereinbrechender Barbarerei, nichts Tröstlicheres begegnen, als bei den besten und wenigen Stimmberechtigten noch freudigen Anklang zu finden. Ueberdieß hat mir Jarcke bei meiner letzten Anwesenheit in Wien schon so viel Gutes und Interessantes von Ihnen erzählt, daß ich mich recht herzlich auf Ihre Poesien freue . . . . ."

Dreves übersandte ihm daraufhin das Manuskript mit dem schon erwähnten Begleitschreiben. Eichendorff fällte bald ein günstiges Urteil. In dem Briefe vom 28. März heißt es:

„Ihre seelenvollen Gedichte . . . sind . . . eine wahre Bereicherung unserer Poesielosen Zeit, und so reiche ich denn aus Herzensgrunde dem Dichter die Hand."

Eichendorff hätte nun die durch die Poesie angebahnte Freundschaft gern durch ein persönliches Zusammentreffen vertieft gesehen und lud deshalb Dreves nach Berlin ein. Dieser mußte aber den Besuch wegen dringender Geschäfte längere Zeit aufschieben; schließlich erkrankte er sogar an einem schweren Fieber, sodaß er erst am 24. September seine Ankunft in Dresden (wohin Eichendorff mit seiner Familie der Revolution wegen inzwischen übergesiedelt war) ankündigen konnte. Anfang Oktober endlich traf Dreves bei dem Freunde ein, und es folgten für beide einige Wochen des anregendsten Verkehrs. In der Hauptsache war natürlich von den Gedichten die Rede, die noch immer keinen Verleger gefunden hatten. In der zweiten Hälfte des November machte sich Dreves wieder auf die Heimreise. Er bemühte sich in der nächsten Zeit, die ihm übrigens durch andauernde Kränklichkeit verbittert wurde, die Gedichte unterzubringen. Mit seinen Anfragen gelangte er schließlich nach Berlin, und hier entschloß sich A. Duncker, das Buch in Verlag zu nehmen. Es erschien um Weihnachten 1849 für die Öffentlichkeit.

Die Sammlung zerfällt in acht Abteilungen: I. Frühling, Wald und Wanderschaft; II. Lieder der Liebe; III. Romanzen und Bilder; IV. Dunkle Stunden; V. Rosa; VI. Gelegenheitsgedichte; VII. Sulamith; VIII. Geistliche Gedichte. Nach dem Lateinischen.

Die Auswahl der Gedichte ist natürlich von Dreves selbst getroffen; in Einzelheiten jedoch mag Eichendorff noch sein Gutachten abgegeben haben. In dem schon mehrfach erwähnten ersten Briefe Dreves' an diesen heißt es:

„. . . ich begebe mich jeder Stimme und will nur durch ein Bleifederkreuz selbst noch ein oder das andere zur Beurteilung vorschlagen."

Von den Jugendgedichten wurden außer den beiden Cyklen „Rosa" und „Sulamith" nur 20 Gedichte aufgenommen.

Von den „Vigilien" ist natürlich viel mehr berücksichtigt; besonders zahlreich sind diese Gedichte vertreten in den Abteilungen I. und III.

Die Gedichte der „Schlichten Lieder" sind fast vollständig in die Sammlung eingegangen, und zwar sind sie am stärksten in den „Dunklen Stunden" vertreten. Zu den wenigen nicht berücksichtigten gehören mit Recht das „Wanderburschenlied" und die „Rheinfahrt".

Von den „Liedern eines Hanseaten" findet sich in der Gesamtausgabe nur das „Frühlingslied für Hamburg."

Die von 1843 bis 1847 entstandenen Gedichte sind in der Sammlung natürlich zum erstenmale gedruckt. —

Die äußere Lage des Dichters besserte sich in den folgenden Jahren noch immer nicht. Da der Vater keine Anstellung wieder erlangt hatte, mußte Dreves für ihn sowie für die kränkelnde Mutter und die jüngere Schwester sorgen, eine Aufgabe, der er ohne die Beihilfe des Vetters nicht gewachsen gewesen wäre. Neben seinen Berufsarbeiten beschäftigte er sich eifrig mit den katholischkirchlichen Verhältnissen seiner Vaterstadt. Die Frucht dieser Studien war eine historische Arbeit, die 1850 unter dem Titel „Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona" anonym in Schaffhausen erschien.

Da starb im Jahre 1851 Dreves' Mutter. Wie sehr ihn dieser Verlust erschütterte, geht aus dem eingangs erwähnten Gedichte, sowie aus vielen Briefen hervor. Alle die trüben Ereignisse machten Dreves überhaupt recht alt und müd. Am 10. Januar 1852 schreibt er an Fellöcker:

„. . . glücklich — ich muß es gestehen — bin ich doch nicht. Ich habe zu schwache Nerven für rauhe Berührungen von Außen; Alles, was Andere leicht abschütteln, kränkt mich unendlich tief und lange und deshalb bin ich nicht glücklich. Aber ich weiß auch, daß unser Beruf auf Erden nicht ist glücklich zu seyn, sondern zu lernen und uns vorzubereiten auf ein jenseitiges Leben . . ."

Da trat in sein Leben ein Trost, der ihn bis an sein Ende nicht wieder verlassen sollte. Am Ende des Jahres 1852 verlobte er sich mit einer jungen Katholikin, Maria Salmin. Sie „war heitern Gemüthes, aber ruhigen Sinnes und paßte trefflich zu dem etwas leicht erregten und zu trüben Gedanken geneigten Dichter.“ [1]) Ein neuer, wenn auch bescheidener Dichterfrühling sproßt in Dreves' Herzen. Von den elf der Braut gewidmeten Gedichten sind nur zwei gedruckt. Wir müssen diese Gedichte weniger als literarische Leistungen, sondern vielmehr als Zeugnisse für Dreves' Innenleben betrachten. Erst war er betrübt und einsam; aber

Nun ich nenne ‚süße Braut‘
Dich mit Wonnebeben,
Die du gläubig mir vertraut
All dein jung frisch Leben:
Blüht ein Frühling warm und licht,
Wie noch keiner blühte,
Auf mir im Gemüthe. [2])

Eines der Gedichte erinnert an Freiligraths Übersetzung von Burns' „O, Wert thou in the cauld blast:“

Ich will dich pflegen, will dich tragen
An meinem Herzen wie ein Kind,
Will um dich meinen Mantel schlagen
Und schützen dich vor Sturm und Wind.

Will fern dir halten alles Herbe
Und jedes Leid, soviel ich kann . . . .[3])

Am ersten Osterfeiertage des Jahres 1853 führte Dreves seine Braut als Gattin heim. Mochte ihm nun auch in Zukunft noch manches Schwere bevorstehen, so fühlte er sich doch wenigstens nicht mehr so verlassen wie früher. Diese müde, resignierende Stimmung, deren letzter Schluß ein „Ich kann nicht weiter“ ist, schwindet für immer. Im Jahre 1854 wurde Dreves ein Sohn geboren, dessen Pate Eichendorff wurde.

[1]) Kreiten, S. 245.
[2]) G² und G³.
[3]) Aus einem Briefe an M. S. (ohne Datum.)

Dieser sandte als Patengruß ein Gedicht mit folgenden Worten:

„Ich bin zwar kein berühmter Göthe, wie weiland Knebels Pathe. Allein ich hoffe, Sie werden eben deshalb freundliche Nachsicht haben mit dem anliegenden poetischen Angebinde, das wenigstens eben so gut gemeint ist als das Göthesche.“ [1])

Dieser Gruß ist das letzte, was sich von Eichendorffs Hand in Dreves' Nachlaß findet. Drei Jahre später erhielt der Dichter die Trauerkunde von dem am 26. November erfolgten Tode des Freundes. Wie tief ihn diese Nachricht betrübte, sehen wir aus dem Gedicht „Auf Joseph von Eichendorff's Tod“ (G³, S. 245):

Decembersturm umbraust die Zinnen,
Es schrillt der Wetterhahn vom Dach;
Am Fenster steh' ich einsam hinnen
Und sinn' vergang'nen Zeiten nach.

Der Zeit, da ich den Freund gefunden,
Der meinem Herzen sich verband,
Ich denk' der rasch entschwundnen Stunden,
Mit ihm verlebt am Elbestrand;

Der Lieder voller Lust und Trauer,
Die der Natur er abgelauscht,
Und die mit wunderbarem Schauer
Vordem des Jünglings Brust berauscht.

Nun ist verhallet, ist verklungen
Des greisen Sängers Harfenklang,
Doch was sein frommer Mund gesungen,
Es wird bestehn Aeonen lang,

Indeß, enthoben aller Bande,
Befreit aus irdischem Verließ,
Er weilt in jenem beß'ren Lande,
Wohin uns stets sein Finger wies. –

Die nächsten Lebensjahre Dreves' sind vor allem durch seine Bemühungen um Hebung der kirchlichen Verhältnisse in Hamburg gekennzeichnet. So entschieden er aber einst in einem Briefe an P. Hugues (vom 22. Februar 1848) geäußert

[1]) Brief vom 12. November 1854. Das Gedicht selbst findet man in den Werken, Bd. I, S. 442.

hatte, nie werde ihn die Ungunst der Hamburger religiösen Verhältnisse zu einer dauernden Ortsveränderung bewegen, so verleidete ihm doch der langwierige reformatorische Kampf, der mit allerlei Enttäuschungen verbunden war, seine Vaterstadt mehr und mehr. Dreves sehnte sich daher nach einer katholischen Umgebung, zumal da er in Hamburg für seine Kinder (die Familie hatte sich noch um zwei Töchter vermehrt) keine geeignete Schule fand. Da nun infolge eines großen Aufschwunges seiner Notariatspraxis seit dem Ende der fünfziger Jahre die Vermögensverhältnisse so günstig wurden, daß er von seinen Renten leben konnte, so siedelte er im Jahre 1862 mit seiner Familie nach Feldkirch in Vorarlberg über. Hier führte er ein stilles, aber nicht untätiges Leben; hymnologische Studien und Neuauflagen beschäftigten ihn. Am 19. Dezember 1870 starb er an seinem alten Herzleiden. —

Die poetische Produktion vom Ende der vierziger Jahre bis zu seinem Tode ist kaum nennenswert. Außer den bereits erwähnten entstanden in dieser ganzen Zeit nur noch etwa ein Dutzend ganz uncharakteristischer Gelegenheitsgedichte, von denen höchstens das von den sieben Englein („An meinen lieben Sohn Guido Maria") einigen Wert hat.

Im Jahre 1868 hatte sich Dreves auch an die Vorbereitung einer Neuauflage seiner Gedichte gemacht. Dabei „erging es dem Dichter denn seltsam" [1]):

Der Gärtner stand am Gartenbeet,
Beschaute, was er einst gesät
Im Lenz, der nun verblichen.
Es waren Blümlein, fein und zart,
Doch hatt' sich auch nach seiner Art
Manch' Unkraut eingeschlichen . . . .
. . . . . .
Drum wollt' er, wo er Unkraut fand,
Es reuten aus mit rascher Hand;
Doch nicht mehr unterscheiden
Konnt' er im bunten Einerlei,
Was Blume und was Unkraut sei,
So riß er aus von Beiden.

[1]) Kreiten, S. 355.

Da dacht' er: „Wenn so fort es geht,
Wird leer dein ganzes Gartenbeet,
Drum laß zum Kranz sich einen,
Was du verschontest, sonder Wahl;
Läßt Gott doch seiner Sonne Strahl
Auf Blum' und Unkraut scheinen."

Gesagt, gethan! Er nahm den Rest
Des Beetes, flechtend ihn auf's Best'
Zum Kranz, den hing voll Rührung
An's Kreuz er, das in Mitten stand
Des Gartens, da, wo sich befand
Der Baum einst der Verführung.

Dort hängt es nun am Holz der Sühn',
Das Kränzlein, das dir heut noch grün
Und frisch entgegenblinket;
Mit seinen Blättern spielt der Wind,
Bis, wenn sie all' verdorret sind,
Es rauschend niedersinket.

Kommst, Wandrer, du im Abendglanz
Des Weg's daher und schaust den Kranz,
Laß im Vorüberschreiten
Auch für den Gärtner, der ihn wand,
Einmal von deiner Lippe Rand
Die sieben Bitten gleiten. [1])

„Es hält schwer, zu entscheiden", fährt Kreiten fort, „ob bei dem ‚Reuten' ethische oder ästhetische Gründe vorwalteten." Es scheint, als ob die ästhetischen und ethischen Gesichtspunkte bei dem Ausscheiden oft im Widerstreite gestanden hätten. Man kann im allgemeinen wohl soviel sagen, daß manches ganz gute Gedicht zugunsten minderwertiger geschwunden ist. Jedenfalls gibt die erste Auflage ein viel getreueres Bild von dem Dichter Dreves als die zusammengeschmolzene zweite. Die im Jahre 1870 erschienene dritte Auflage ist um ein Gedicht vermehrt; im übrigen stellt sie einen genauen Abdruck der zweiten dar. —

Fassen wir das Ergebnis der Untersuchung noch einmal kurz zusammen:

[1]) G^3, S. 253.

Dreves, mit einem lebhaften Sinn für Poesie begabt, beginnt sehr frühzeitig zu dichten. Diesen ersten Poesien fehlt das Erlebte; sie sind nur Nachklänge seiner literarischen Studien, die auf eine für einen Gymnasiasten ungewöhnliche Belesenheit schließen lassen. Den größten Einfluß haben Goethe, Heine, Rückert, Uhland, W. Müller und Platen ausgeübt. Objektiv betrachtet, haben diese Jugendgedichte keinen Wert; anzuerkennen sind höchstens der große Fleiß des Knaben und die bisweilen ganz geschickte Versbehandlung.

Die Poesie der Studentenzeit ist reifer. Das bunte Gemisch der verschiedenartigsten Anklänge schwindet; wir bemerken nur Einflüsse Eichendorffs, Goethes, Heines und des Volksliedes, von denen der Eichendorffs der bedeutendste ist. In einigen Gedichten ringt sich Dreves von seinen Vorbildern los.

Die Dichtungen der nächsten Jahre stehen hauptsächlich unter Eichendorffs Einwirkung. Dreves, in schwerem Lebenskampfe stehend, tief leidend unter dem Widerspruche zwischen Materiellem und Ideellem, findet in der Poesie dieses Dichters den rechten Ausdruck für sein Erlebnis und entlehnt von ihm viele Darstellungsmittel für seine eigene Dichtung. Daneben finden sich noch manche andere Reminiszenzen, so vor allem an Goethe und Heine, sowie auch bisweilen ganz selbständige Töne, besonders in den Gedichten, die die Not des Lebens zum Gegenstande haben.

Obgleich nun Dreves in den Jahren von 1839 bis 1843 an seinem eigenen Schicksal schwer zu tragen hat, lenkt er seine Blicke doch auch auf die politischen Verhältnisse und bietet uns in seinem Freiheitsbüchlein Gedichte, die im großen ganzen sich in der Tradition der damaligen politischen Lyrik bewegen. Neben einigen deutlichen Anklängen an Herwegh finden sich Spuren von Eichendorffs und Stolbergs Einfluß.

Nach dem Jahre 1843 nimmt Dreves' dichterische Kraft ab. Seine Poesie steht vor allem unter Eichendorffs und Heines Einwirkung. Nach seinem Übertritt verstummt Dreves fast ganz.

Charakteristisch für alle Perioden des dichterischen Schaffens bei Dreves ist ein sehr häufiges Hineingeraten in eine außerordentlich große wörtliche Abhängigkeit von anderen Dichtern, wie es ihm denn, trotz gelegentlicher selbständiger Ansätze, überhaupt an der nötigen künstlerischen Kraft fehlt, dem, was er erlebt, auch äußerlich das Gepräge einer Individualität aufzudrücken. —

Leben.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit, Ernst Albert Fahlbusch, wurde am 26. April 1886 als Sohn des Kontoristen Albin Fahlbusch zu Altenburg geboren und in der evangelisch-lutherischen Konfession seiner Eltern erzogen. Vorgebildet auf der Bürgerschule seiner Vaterstadt, trat er Ostern 1896 in die Sexta des Ernstrealgymnasiums ein. Er verließ diese Anstalt Ostern 1905 mit dem Zeugnis der Reife und bezog die Universität Jena, wo er zwei Semester neuere Sprachen studierte. Seit Ostern 1906 ist er an der Universität Leipzig immatrikuliert. Er hörte hier Vorlesungen bei den Herren Professoren und Dozenten v. Bahder, Birch-Hirschfeld, Deutschbein, Hasse (†), Hermelink, Holz, Hunzinger, Jungmann, Köster, Kötzschke, Lange, Merker, Mogk, Settegast, Sievers, Volkelt, Weigand, Witkowski, Wülker (†), Wundt. Er beteiligte sich an den Seminarübungen der Herren Professoren und Dozenten Birch-Hirschfeld, Friedmann, Köster, Sievers, Volkelt, Wülker, an den Proseminaren der Herren Professoren Holz, Köster, Sievers, sowie auch an den neuenglischen und neufranzösischen Übungen der Herren Lektoren Davies und Cohen.

Es drängt den Verfasser, den Herren Professoren Köster und Sievers, die ihm bei der Abfassung der Arbeit mit ihrem Rate bereitwilligst zur Seite standen, seinen herzlichsten Dank auszusprechen. Zu aufrichtigem Danke ist er auch den Verwaltungen der Bibliotheken verpflichtet, die ihn durch gütige Überlassung von Büchern und Handschriften unterstützten: den Universitätsbibliotheken Bonn, Göttingen, Kiel, der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München, sowie der Landesbibliothek in Altenburg. Leider ist es dem Verfasser nicht vergönnt, Sr. Hochwürden Herrn Dr. Guido Maria Dreves, S. I., der ihn mit handschriftlichem Material freundlichst unterstützte, seinen herzlichen Dank abzustatten, da er inzwischen verstorben ist.